

DEUTSCHE RUNDSCHAU

JAHRGANG
R Z 1936



RAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
ER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL

IZELHEFT 1.50 RM

JÄHRLICH 15 RM

BLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

Deutsche Rundschau

GRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL IM
REIN MIT PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL · EINZELPREIS 1.50 RM.
erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 15.— RM. für 12 Hefte zuzüglich orts-
weiser Zustellgebühr bzw. Postüberweisungskosten · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt
H R I F T L E I T U N G : B E R L I N W 3 0 · M A C K E N S E N S T R A S S E 1 1

JAHRGANG

MÄRZ 1936

INHALTSVERZEICHNIS

Bei Olaf Gulbrandsen / Von Reinhard Piper / Mit 6 Abbildungen	193
Lebendige Vergangenheit: Friedrich August Ludwig von der Marwitz / Mit einem Bild.	206
Um die Freiheit des Geistes / Von Eugen Diesel	209
Film und Geschmack / Von Hilde Herrmann	214
Imperialismus und Dichtung (Zum Tode Rudyard Kiplings) / Von Paul Fechter	218
Im Kampfe um ein Ehrenmal der Nation / Von Walter Krieg / Mit 3 Abbildungen	222
Ein Tal verwandelt sich / Von Hans Stein / Mit 6 Abbildungen.	231
Rundschau	241
Der Himmel umzieht sich · Veteranen · Das koptisch-äthiopische Kirchen- wesen · Horaz da capo · Text oder Ausstattung? · Rechtfertigung der Tradition · Ersatz der Moritat	
Raffernland, Eine deutsche Sage / Roman / Von Hans Grimm	249
Literarische Rundschau:	
Deutsches Volk — Zuhause' und draussen	274
Schicksale und Menschen	277
Romane	281
Deutsche Geschichte	285
Ein Buch vom deutschen Volkstum	286
Kunstbücher	287
Kröners Taschenausgaben	288
Das Taschenbuch der Kriegsschiffe	288

★

KONRAD SCHÜNEMANN

Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia

Erschienen in den Veröffentlichungen des Instituts für Erforschung
des deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München und
des Instituts für ostbayerische Heimatforschung in Passau

Herausgegeben von

Professor **Dr. Karl Alexander v. Müller** und Professor **Dr. Heunieser**

379 Seiten. Kartonierte RM. 5.—

Aus zahlreichen Pressestimmen:

„Wenn heute in den Nachfolgerstaaten Österreichs den dortigen Deutschen die Minderheitenrechte bestritten werden, so geht aus diesem Buche unzweideutig hervor, daß die deutschen Siedler vor 200 Jahren auf Odland und unbefiedeltem Land, von dem sie keine Eingeborenen verdrängten, angesetzt wurden, dieses Land mit ihrer Hände Arbeit der Kultur eroberten und damit den Staaten, denen sie heute angehören, einen unberechenbaren Gewinn errangen. Schünemanns Buch ist darum ein volkspolitisch wichtiges Werk.“
„Der Alemanne“ vom 15. 1. 1936

„Diese erste Veröffentlichung des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten (München) und des Instituts für ostbayerische Heimatforschung (Passau) begnügt sich nicht mit einer erkenntnistümlichen Darstellung der Wechselbeziehungen zwischen dem deutschen Westen und dem Südosten, mit der Aufzeichnung von Fehlern und Schwächen der absolutistischen Politik, sie gibt uns darüber hinaus eine für den Volkstumskampf wertvolle Waffe. Das bis ins einzelne stichhaltige Werk Schünemanns gewinnt doppelt an Bedeutung, wenn man sich dessen bewußt ist, daß die heutigen Staatsvölker des Südostens unsere deutschen Volksgruppen nur als Gäste betrachten, während sie in Wirklichkeit nie Germanisatoren, dagegen hervorragende Kolonisatoren der südöstlichen Staatenwelt sind.“
„Münchener Neueste Nachrichten“ vom 5. 1. 1936

„Das auf fleißiges Quellenstudium aufgebaute Buch zeigt weiter, wie diese damals für zweckmäßig gehaltene ‚Populationistik‘ dennoch keine Förderung des deutschen Volkstums bewirken konnte, sondern im Gegenteil seine Schwächung zugunsten fremder Volkstämme, wie wir sie heute wahrnehmen, zur Folge hatte. Das Werk verdient mit seiner Gründlichkeit und Schlüssigkeit weite Verbreitung.“
„Ostdeutsche Monatshefte“, Februar 1936

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU G.m.b.H. / BERLIN

NEUE BÜCHER

Die unsterbliche Landschaft

on diesem großen Bilderwerk über die Fronten
Weltkrieges, herausgegeben von Erich Otto
kmann (Leipzig, Bibliographisches Institut),
n sechs neue Lieferungen vor: „Rumänien“,
Volkmann in gewohnter Meisterschaft selbst
rieben; „Der Kampfraum Verdun“, dem
kmann, wie allen Bänden, die er nicht selber
b, ein Vorwort gab, von Oberstleutnant a. D.
ger; „Die Aisne-Champagne-Front“ von
ierungsrat Stenger und „Arras-Somme-
Quentin“, wiederum von Volkmann in Zu-
nenarbeit mit dem Imperial War Museum in
on, das wertvolle Bilder zur Verfügung stellte.
e, hier so oft gewürdigte Reihe ist jetzt ab-
lossen. Die Texte deuten die Landschaft in ihrem
Wesen und ihren geheimen Gesetzen und
das kriegerische Geschehen in die großen und
n Zusammenhänge.

Die Darstellung des „Seekrieges“ und „Der Krieg in den Kolonien“ schließen diese vorbildliche Sammlung. Den „Seekrieg“ beschrieb Konteral a. D. Gadow, den „Krieg in den Kolonien“ Dr. Hans Andres. Gerade der Darstellung des Seekrieges eignet besondere Bedeutung, denn schließlich ist doch auf dem Meere und nicht auf dem Festlande die letzte Entscheidung gefallen. Hier nicht

mehr kontinental, sondern in größeren weltpolitischen Zusammenhängen zu denken, lehrt eindringlich die ausgezeichnete Darstellung des Konteradmirals Gadow wie Volkmanns grundlegende Einleitung. Daß auch das Ringen in den Kolonien herangezogen wurde, ist eine selbstverständliche Pflicht soldatischer Kameradschaft. Denn die Leistungen in diesem Kriege, fern der Heimat, blieben in keiner Weise hinter denen an den europäischen Fronten zurück, und gerade der Zauber der afrikanischen Landschaft hat die deutschen Menschen und Soldaten in ganz besonderen Bann geschlagen, so daß sie in dieser Reihe durchaus nicht fehlen durfte. Das in hervorragender Reproduktion wiedergegebene Bildmaterial ist ausgezeichnet ausgewählt. Diese Sammlung ist eigentlich für jeden alten Soldaten unentbehrlich.

Handbuch der deutschen Volkskunde

Von dieser Sammlung, die bekanntlich Wilhelm Pfeffer herausgibt (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion), liegen Lieferung 3 und 4 vor. Die erste Abtheilung des ersten Bandes bringt die „Einführung in die deutsche Volkskunde“ von dem Herausgeber und die „Geschichte der deutschen Volkskunde“ von Wilhelm Schmig, „Methoden in (Fortsetzung auf Seite IV)

ROLF BATHE ZUM LETZTEN HAUCH

Soldatliche Studien 1914 bis 1918
Mit einem Geleitwort von Major a. D. S. Solda
Brochüret RM. 4.20, Ganzleinen RM. 6.—
Wohl kannten wir manches, aber so zeigte es uns noch
niemand! Hier steht die in Tat umgesetzte Aufopferung
und Pflückersfüllung des Soldaten mit Blut geschrieben
vor uns. Eines der seltenen Bücher, die unvergessen
bleiben und zeitlos sind. Bremer Nachrichten
Sie bitte den kostenlosen Sonderdruck des Buches vom
RED PROTE VERLAG · POTSDAM

genpreise
h Liste Nr. 3

Briefmarken

Ankauf – Verkauf
Preisliste 5 gratis
PHILIPP KOSACK & CO.
BERLIN C2, Burgstraße 13

Wir versteigern Ende März:

**Inkunabeln
Alte Naturwissenschaften
Graphik
Kunstgeschichte
Moderne Pressendrucke
Illustrierte Bücher**

Illustrierter Katalog kostenlos

Angebote von Bibliotheken erbeten

Dr. ERNST HAUSWEDELL & CO.

Abt. Antiquariat

Hamburg 1, Mönckebergstraße 21

Wofür?

Ableitendes
Wörterbuch
der deutschen
Sprache v. C.
Wasseraicher

Fairford

Feb. 16 4.52

emlers Verlag · Berlin

Sie wollen Ihre Sprachkenntnisse auffrischen und neue Sprachen hinzulernen?

Lesen Sie die einzigartige moderne Sprachen-Monatsschrift

WELTVERKEHRS-SPRACHEN

die in jedem Heft Unterricht, Unterhaltung und Belehrung in

8 SPRACHEN FÜR NUR 85 PF.

monatlich bei Jahresbezug bietet. — Verlangen Sie noch heute ein Heft zur Ansicht vom Verlag Leipzig C 1, Postfach 438 / Bezug auch durch jede Buchhandlung

CONTINENTAL S I L E N T A



die deutsche geräuschlose
Schreibmaschine erfüllt
die Forderung nach ge-
räuschloser Arbeit in
vollkommener Weise.

Verlangen Sie bitte Druckschrift 2444

**WANDERER-WERKE
SIEGMAR-SCHÖNAU 2**

der deutschen Volkskunde" vom Herausgeber, „Die deutsche Boden als Grundlage deutschen Volkstums“ von Walter Behrmann. Die Lieferung 4 zu 2. Bände enthält „Arbeitsbräuche in der Landwirtschaft“ von Wilhelm Seedorf, beide mit zahlreichen und gutem Bildmaterial versehen. D. S.

★

Buchreihen

In der Sammlung „Deutsche Volkheime“ (Jena, E. Diederichs) erzählt nach alten Quellen Lulu v. Strauß und Torney „Das Leben der heiligen Elisabeth“ mit vielen Holzschnitten. Walter Dschilewski berichtet in dem Bändchen „Der Buchdrucker“ über Brauch und Gewohnheit des schwarzen Kunst in alter und neuer Zeit, und Edgar Schumacher würdigt „Scharnhorst und sein Werk“. Diese Reihe, die vor mehr als zehn Jahren begann, wird jetzt in neuer äußerer Gestalt fortgesetzt und bestärkt sich durch ihre neuen Bändchen selber in dem Gedanken, der ihrer Schöpfung zugrunde lag: das Volkstumsbewußtsein zu stärken und es in Dokumenten der Geschichte, in Lebensdarstellungen großer deutscher Persönlichkeiten und in der Erfassung alter Volksbräuche zum Bewußtseinsbestandteil des deutschen Volkes zu machen.

Auch in der Sammlung „Schriften an die Nation“ (Oldenburg, Gerhard Stalling) liegen neue Bände vor: Hans Friedrich Bluncks „Deutsche Schicksalsgedichte“ sind in neuer erweiterter Auflage.

(Fortsetzung auf Seite 2)

Vier Bücher vom Werden und Sinn unserer Zeit

Unser Weg durch die Zeit

Gedanken und Gespräche über den Sinn der Gemeinschaft. Von Hermann Höpfer-Alschoff. 224 Seiten. Kartoniert 5.— RM., Ganzleinen 6.50 RM.

Kameradin

Junge Frauen im deutschen Schicksal 1910–1930. Unter Mitarbeit vieler Frauen. Herausgegeben von Gertrud Staewen-Ordemann. 320 Seiten. Kartoniert 5.— RM., Ganzleinen 6.50 RM.

In Tagebuchblättern und persönlichen Aufzeichnungen von jungen Frauen aus allen Teilen des Volkes erstet ein lebendiges Bild des Erlebens der letzten 20 Jahre. Aus dem Inhalt: Vom Gestern zum Morgen / Jugendbewegung / Geistige Führer / Anflitz des Krieges / Land / Not und Beruf u. a. m.

Nationales und soziales Christentum

Ein Auszug aus Friedrich Naumanns Gedankenwelt.

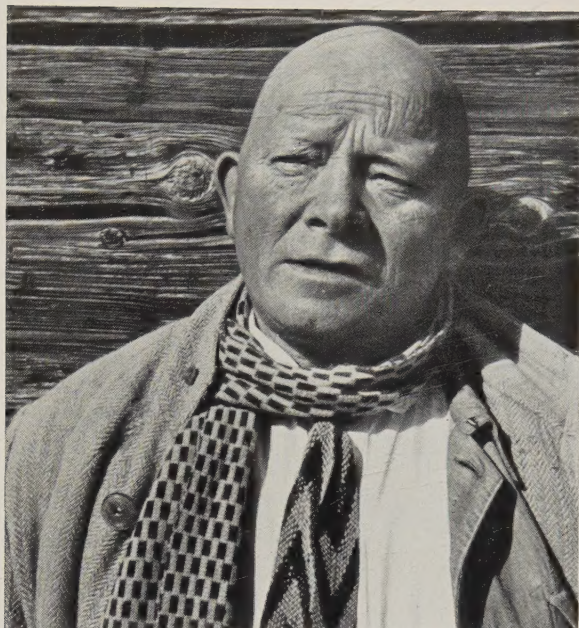
Herausgegeben von D. Johannes Herz. In Taschenformat geb. 1.80 RM.

Ende Februar 1936 erscheint:

Adolf von Harnack

Von Agnes v. Zahn-Harnack. Etwa 500 Seiten Oktav. Vorbestellpreis bis Ende Februar 1936: Kartoniert RM. 6.50, Ganzleinen RM. 8.—.

HANS BOTT VERLAG • BERLIN-TEMPELHOF



Bei Olaf Gulbrandsen

VON REINHARD PIPER

Ich bin wieder einmal auf seinem Schererhof zu Gast.

Der Weststurm heult ums Haus. Durch das Fenster des warmen Bohnzimmers sehe ich tief unten den Tegernsee. Bleigrau breitet sich sein matter Spiegel zwischen den weißverschneiten Bergen. Die Wälder steigen dunkel an den Bergflanken empor. Die Gipfel verlieren sich im Schneehimmel. Die einzige lebhafteste Farbe in all dem Grau und Weiß ist das Gelb von ein paar frisch zugehauenen Holzbalken, die im tiefverschneiten Garten liegen.

Jetzt jagt der Sturm den Schnee in waagerechten weißen Linien vorbei, so dicht, daß der See völlig verschwindet.

Auch mir hat das Schneetreiben beim Heraussteigen von der Bahnstation heftig zugekehrt. Ich mußte zwei Schluchten mit tiefen Schneewehen durchschreiten, Miniaturlawinen waren heruntergegangen. So kam ich ziemlich durchnäßt hier oben auf dem Schererhof an. Aber nun hat mir Olaf ungeheuer dicke Skistrümpfe gebracht, über diese habe ich ein paar Eskimostiefel aus Seehundsfell mit rotten Troddeln angezogen, und mir ist pudelwohl. Bald wird es schönen heißen Kaffee geben.

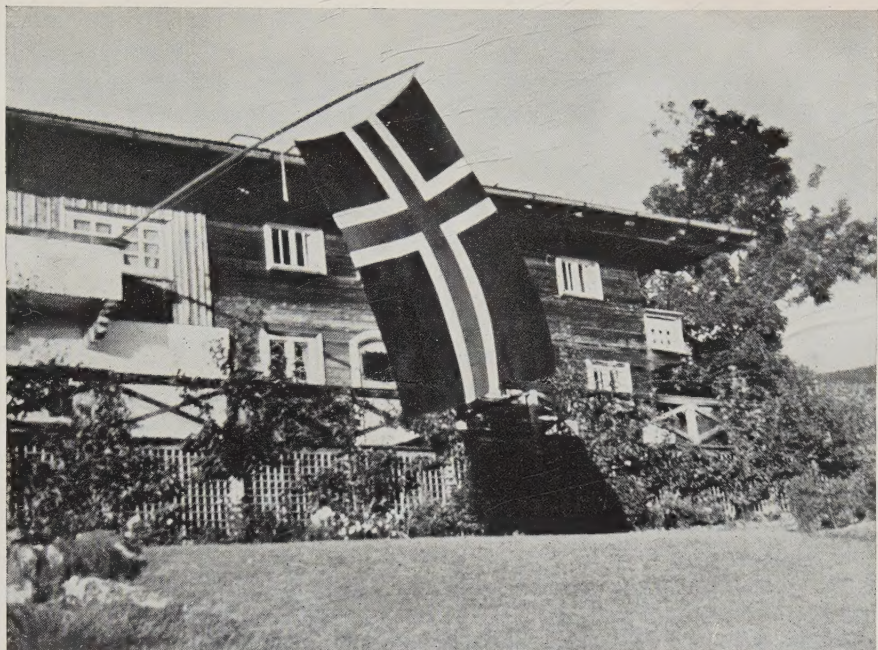
Der Schererhof ist ein altes Bauernhaus von 1740. Das hat es im Innern umgebaut, ganz nach seinen eigenwilligen Ideen. Der lange Wohnraum, von fünf kleinen Fenstern erhellt, ist unendlich anheimelnd. Ich sehe mich immer wieder gern in ihm um. Er hat eine niedrige, weißlackierte Holzdecke, getragen von drei dicken schwarzen Eichenbalken. Der mittlere dieser Balken wird gestützt von der mächtigen hölzernen Schraube einer alten Weinpresse. Sie riecht heute noch nach dem Wein, von dem sie einmal ganz durchtränkt war.

Auf dem schwarzen Flügel steht das Glas mit den Zeichenfedern und die Perltasche. Hier zeichnet Olaf manchmal im Stehen, auf den Flügel gelehnt, dicht neben seiner Bronzestatue, die Bernhard Bleeker, sein Kollege an der Akademie, geschaffen hat. An der Wand hängen ein paar alte, nachgedunkelte Barockbilder. Auf dem einen hockt ein Türke mit langer Pseife und betrachtet prüfend eine nackte Dame, ob sie sich wohl für seinen Harem eigne. Sonst sind da noch bayerische Hinterglasbilder mit Heiligen und Märtyrern, Radierungen von Rembrandt, Etiche von Callot mit Zigeunern und Bettlern, alte Ansichten von Tegernsee und dergleichen aufgehängt. Vom Hausherrn selbst nur eine schwarze Tuschezeichnung: neben dem großen offenen Kamin hängt das Bildnis einer Greisin mit einem entschlossenen faltigen Männergesicht, die Tonpseife im Munde, und mit knochigen Händen. Es ist Olafs Großmutter. Er hat ihr in seinem Buche „Es war einmal“ ein prächtiges Denkmal gesetzt.

Da bringt Frau Dagny den Kaffee, und auch er selbst erscheint wieder in der Tür. Ein größerer Gegensatz wie zwischen den beiden ist kaum denkbar. Er: breit und schwer, bärenstark, mit kugelförmigem, gebräuntem, blankem Kopf. In seinen großen Mäustern hat er mehr Haare als auf dem ganzen Schädel. Kleine, vor dem Licht zugekniffene blaue Augen mit zahllosen feinen Fältchen darum her. Ein dröhnendes Lachen. Man sieht ihm die Zweihundsechzig nicht an. Er ist — das merkt jeder auf den ersten Blick — ein Mann aus dem hohen Norden. Aber gar nicht germanisch, eher ein Lappe. Seine Frau dagegen, die Enkelin Björnstjerne Björnsons, ist zart und schlank, ganz hell, mit weißblonden Flechten, sie spricht mit hoher, feiner Stimme. Olaf lebt mit dem ganzen Körper. Er wiegt sich von einem Bein aufs andere. Die Begrüßung geht immer leicht in einen kleinen Boxkampf über.

„Was ist denn das für eine große verschneite Erhebung da draußen im Garten?“ frage ich, „die habe ich früher gar nicht gesehen.“

„Da drunter ist mein Freibad“, schmunzelt Olaf, „das Bassin habe ich selbst ausgegraben. Mein einziges Monumentalwerk! Es ist vierzehn Meter lang, drei Meter breit und zwei Meter tief. Sonst messen meine Werke ja höchstens zwanzig zu dreißig Zentimeter. Ich brauche aber unbedingt ein Bassin, in das ich einen Kopfsprung machen kann. Gerade als ich fertig war, rief Dagny mir zu: ‚wir haben keinen Tropfen Wasser im Haus!‘ Die Quelle hatte wieder einmal versagt. Unser Haus steht ja auf einem fast ganz trockenen Berg. Meine Frau hatte mir immer erklärt: erst muß



Der Schererhof mit der norwegischen Fahne

man Wasser haben, dann kann man ein Bad bauen. Ich aber bestand auf dem Gegenteil: erst das Bassin, dann das Wasser! Es ist wie mit der Frau: erst das Bett und dann die Frau! Nun, es war wahnsinnig schwierig, so viel Wasser wie nötig oben zu fassen und den Berg herunterzuleiten. Aber dann ist es doch geglückt.“

Als die Tür aufgeht, drückt sich auch Bamse herein, der große, gelb-weiß-schwarze Bernhardiner. Er legt mir seinen schweren Kopf aufs Knie.

„Bamse ist ein guter Kerl“, lacht Olaf. „Wenn hier mal Einbrecher kommen, stellt er sich gewiß daneben und wedelt. Er ist noch immer nicht gern draußen, obgleich seine Hundehütte ein Palast ist. Um ihn einzugewöhnen, kroch ich zu ihm hinein und wäre gewiß auch die Nacht bei ihm geblieben. Aber das hat meine Frau nicht erlaubt. Da kann man nichts machen.“

Frau Dagny erzählt aus der ersten Zeit des Schererhofs: „Als das Haus fertig war, hatten wir eine Einstandsfeier. Alle Bauern im Umkreis waren geladen. Es war wie ein norwegisches Fest. Da wurde getanzt und getrunken. Ich finde, die bayerischen und norwegischen Bauern sind sich in vielem sehr ähnlich. Olaf hatte beim Umbau keinen Baumeister, nur Bauern und Handwerker aus der Umgegend. Mein Gott, wie langsam haben die gearbeitet! Mit echt bayerischer Gemütlichkeit. Aber Olaf brachte es nicht übers Herz, ihnen deswegen Krach zu machen. Nur als sie den schönen Holunderstamm

an der Hauswand abgebrochen hatten, da machte er Krach. Sie konnten aber seinen Zorn gar nicht recht verstehen.“

Nach dem Kaffee gibts Schnaps — echten Norweger! Ein Sohn Knut Hamsjuns hat ihn Olaf mitgebracht. Nun kommt auch er ins Erzählen.

„Mein Großvater war ein Sarsgeber, zu deutsch ein Gastgeber, ein Gastwirt. Er hatte das Branntweinrecht in der Hafenstadt Mos. Er war sehr freigebig. Wenn ein neues Schiff in den Hafen einlief, lud er die ganze Besatzung ein zu einer Sauferei. Und dann, wenn sie so schön angeheitert waren, kam für ihn der Hauptspaß! Dann warf er die ganze Bagage zur Tür hinaus.

Er war groß und lang und mager, hatte also einen ganz anderen Körper wie ich. Er war ein eigensinniger Kerl. Ein Bursche hatte einmal seiner Lieblingskase einen Tritt versetzt. Da führte er einen langen Prozeß gegen ihn. Mit Vorliebe unternahm er Hausbauten. Die blieben dann stecken. Jedesmal, wenn ein großer Granitstein gelegt war, gab es erst mal eine Runde Schnaps. So wurde er sein Geld los . . . Na prost!“ Nach jeder Geschichte wird angestoßen.

„Mein Vater war Müllerbursche. Aber das Säcketragen wurde ihm zu langweilig. Er ging in die Stadt und kam bei einer kleinen Zeitung unter. Mein Elternhaus stand aber nicht in der Stadt, sondern in einem Dorf davor. Jetzt sind da lauter Fabriken. Mein Vater wurde steinalt. Als er starb, hatte er noch alle seine Zähne im Mund. Für diese Zeitung arbeitete ich auch, als ich sechzehn Jahre alt war. Ich machte Zeichnungen dafür. Die habe ich größtenteils selbst in Holz geschnitten. Ich machte damals auch Zeichnungen für ein Psalmenbuch, das heißt für ein Buch geistlicher Lieder. Besonders zu Gedichten von Matthias Glandius. Diese Gedichte gefielen mir sehr.“

Ich bitte ihn, doch einmal nachzudenken, ob er mir aus jener Zeit nichts zeigen kann.

Er bringt nach langem Suchen ein altes Prachtwerk. Es ist eine illustrierte norwegische Literaturgeschichte. Da ist auf Seite 505 das Bildnis von P. H. Frimann. Das hat er in Holz geschnitten. Es ist eigentlich kein Holzschnitt, sondern ein Holzstich in der damals üblichen Tonmanier. Aber aus der Art, wie die verschiedenen Töne gegeneinander abgesetzt sind, sieht man, daß das nicht ein gewöhnlicher Xylograph gemacht hat, sondern ein Mann mit empfindlichen Organen für diese Dinge.

Ich möchte gerne wissen, welche Bilder ihm in seiner Jugend Eindruck gemacht haben.

„Das kann ich Ihnen sagen. Da hing in unserer Nationalgalerie ein riesiges Ölgemälde von Arbo. Ich war neun Jahre, als ich es zum erstenmal sah. Da fuhr Thor mit dem Hammer in seinem Widderwagen über die Wolken. Walküren hoch zu Ross. Ein unübersehbares Heer mit Schwert und Speer. Schwärme von Raben. Die Erde unten in Nebeln. Der Mantel Thors stand flatternd gegen das Licht. Das gefiel mir ungeheuer. Ich selbst zeichnete damals am liebsten Wikingerschlachten mit maßlos vielen Figuren. So die Schlacht bei Griklestad, in der Olaf der Heilige erschlagen wurde. Das



Maler Josef Oberberger. Federzeichnung

war so ums Jahr Tausend . . . Na prost! . . . Als ich etwas älter war, begeisterten mich vor allem die Illustrationen von Kittelsen. Kennen Sie den nicht? Den liebe ich noch heute.“

Er holt die großen Albums von Kittelsen herbei mit den bösen Trollen, den Kobolden und mit den unheimlichen Bildern von der Pest. Das kostet sie aus in einer Mischung von Selbstironie und echtem Grauen. Mich erinnern die Blätter merkwürdig an die Anfänge Kubins, auch in der Art, wie aus

gebäusten dunklen Strichlagen magische Helligkeiten geheimnisvoll aufleuchten.

Allmählich dämmt es. Da möchte ich mir, bevor es ganz dunkel wird, doch einmal wieder den Saal im ersten Stock ansehen. Er ist das repräsentative festliche Gegenstück zu dem bequemen Wohnraum unten. Es geht eine Wendeltreppe hinauf, oben schlägt mir eine eisige Luft entgegen.

Der Fußboden ist rot lackiert, die Decke weiß. Weiß lackiert mit etwas Gold sind auch die Kokostühle. Olaf hat sie schon in jungen Jahren gekauft, von seinem ersten selbstverdienten Geld. Er hatte früh eine gute Nase für schöne Dinge. Der viele Lack, die Spiegel, der gläserne Kronleuchter: alles flimmert festlich ineinander. Ein riesiger weißer Kamin beherrscht die eine Schmalwand. Auf seinem Sims stehen alte Gläser, an den Ecken lagern Holzplastiken: zwei etwas abgeblätterte Barockdamen.

Als ich wieder unten bin, stellt Olaf zwei brennende Kerzen auf den Tisch. Er liebt das elektrische Licht nicht.

„Ja, lieber Piper, die Zivilisation kommt nicht zu mir auf den Berg. Hier ist und bleibt alles, wie es war. Die Bauern tragen den Mist immer noch auf ihren Schultern. Die Hänge sind zu steil, landwirtschaftliche Maschinen finden nicht herauf. Hier glänzt noch immer die Sense wie vor fünfhundert Jahren. Für Autos sind die Wege glücklicherweise zu schmal. Überhaupt: Autos! Ich bin ein Augenmensch, ich kann das moderne Tempo nicht brauchen. Im Vorüberfahren sieht man nichts.“

Nun ist es Abend geworden, und wir haben ein saftstarkes Essen hinter uns. Eigentlich müßte auch diesmal wieder in dem großen offenen Kamin, in dem ein eiserner Kessel hängt, ein Feuer gemacht werden. Abends ist diese offene Feuer meist die einzige Beleuchtung. Olaf steht dann halb nackt davor und schiebt die riesigen Buchenklöben mit einem eisernen Haken zurecht. Wir andern sitzen in breiten, bequemen Lehnstühlen davor. Jeder Stuhl hat sein eigenes Gesicht. Der runde Bemalte mit der Jahreszahl 1742 ist zum Beispiel mitsamt der Lehne aus einem einzigen Stück Baumstamm herausgeschnitten. Bei dem starken Sturm aber, der heute immer noch tobt, kann die Kaminluft nicht recht entweichen, Dagny bekommt davon Kopfschmerz, und so müssen wir diesmal Verzicht leisten. Olaf trauert: „Wenn der Kamin nicht brennt, ist das Haus wie ohne Herz.“

Neben dem Kamin steht der viereckige, turmartige, rötlichgraue Kachelofen mit vielen Reliefs aus der Geschichte des Sündenfalls und der Passion. Olaf fand das Original in Schliersee: es trägt das Datum 1561 – und ließ es sich von einem geschickten Tegernseer Hafner nachbilden. Seine Kacheln glühen, und so sind wir auch bei ihm wohlgeborgen.

Wenn Olaf Geschichten erzählt, so gehen sie oft, ehe man sich's versieht, in ein unartikulierte Brummen oder in ein schallendes Gelächter über. Man muß also scharf hinhören, um die Pointe nicht zu verpassen. Oft singt und grölt er dabei im Auf- und Abgehen.



Dagny Gulbransson. Aquarell

„Meine erste Karikatur entstand so: Sie wissen, bei uns in Norwegen ist der Lokus eine Art öffentlicher Versammlungsort. Er steht abseits von allen anderen Gebäuden. Es sind da drei bis vier kreisrunde Löcher nebeneinander, für jedes Alter. Da gingen nun drei Mädchen, die Inga, die Haldis und die Dina, zusammen hin und machten dabei ein großes Trara.“

„War das die berühmte Inga aus ‚Es war einmal‘, die Sie später geheiratet haben?“

„Ja, die Berühmte! Nun, das ärgerte mich, daß sie mit solcher Begeisterung auf den Lokus gingen, und da zeichnete ich sie alle drei, wie sie da sitzen. Jede sitzt auf ihre Art. Als sie wieder herauskamen, zeigte ich's ihnen. Da wurden sie wütend und wollten es mir wegreißen. Es gab eine Balgerei, aber sie kriegten es nicht. Seitdem gingen sie nie mehr mit Trara dahin. Da merkte ich, daß die Karikatur eine Waffe ist, daß man mit ihr etwas erreichen kann!

Auf die Kunstschule kam ich aus Sehnsucht nach dem Zeichnen. Ich sah mal eine Zeichnung, die stellte ein Weinblatt dar, aber kein natürliches, sondern eins aus Gips. Das war so genau gemacht, daß ich glaubte, man könne es abtasten. Es schien mir ganz unmöglich, je auch so etwas zusammenzubringen. Aber ich wollte es wenigstens versuchen! So durfte ich mit zwölf Jahren auf die Kunstschule. Es war mehr eine Schule für Techniker. Das

sogenannte Atelier war ganz oben unterm Dach. Es wurde da fast nur nach Gips gezeichnet. Wir hatten aber auch ein lebendes Modell, jahraus jahrein dasselbe. Es wurde nie gewechselt. Das war der Dienstmann Sifeland. Wie hätte man das Modell wechseln können? Dann wäre ja Sifeland um seinen Verdienst gekommen! Wir spielten ihm viele Streiche. Er saß auf seinem Hocker, der auf dem Podium stand. Wir riefen ihm zu: Zurück, zurück . . . immer mehr zurück! Er rückte gehorjam immer weiter. Auf einmal purzelte er hintenüber in die Kohlenliste. Da haben wir schrecklich gelacht.

Es gab auch eine Venus aus Gips in der Schule. Um die waren wir eifrig bemüht. Neben mir zeichnete ein Fräulein Lind. Sie war schon dreißig Jahre und wurde mit ihrer Venus nie fertig. Die Kohle saß schon so dick auf dem Karton, daß der Stift ausrutschte. Das arme Fräulein Lind! Ihre Venus war nie zu etwas zu gebrauchen. Als sie einmal nicht da war, spannten wir ihr Blatt auf einen Rahmen, und ich sprang mitten durch. Von der vielen Kohle wurde ich schwarz wie ein Neger. Als der Professor Wergeland herein kam und die Bescherung sah, sagten wir, die Venus sei durch die Dfenhitze gesprungen. Darauf er sehr ernsthaft in seinem Baß: „Das muß ja eine Bombenhitze gewesen sein!“

Als ich nach München kam, konnte ich immer noch kein Deutsch, trotzdem ich es ja vorher lernen sollte. Die erste Zeichnung, die ich in den „Simpel“ brachte – das war im Jahre 1902 – sollte nur eine Skizze sein. Ich wollte den Herren nur einmal zeigen, wie ich mir die Sache dachte. Zu meinem Schrecken fand ich sie dann aber in der nächsten Nummer gleich gedruckt. Ich hatte es nicht deutlich genug sagen können.

Ich habe gar keinen Sinn für Termine. Deshalb müssen Sie, armer Verleger, auch oft so lange auf Ihre Buchumschläge warten! Ich ging mit Ludwig Thoma in der Ludwigstraße. Er fragte mich, ob ich die Zeichnung zu seinem Gedicht schon abgeliefert habe. Mit Mühe konnte er mir die Frage verständlich machen. Ich sagte: nein! Darauf er: „Herrgott, Himmel, Sakrament, Sakrament!“ Ich wunderte mich, weshalb er plötzlich von lauter heiligen Dingen sprach, und er wunderte sich, daß das auf mich durchaus keinen Eindruck machte.“

Wir kommen auf das Handwerkzeug zu sprechen. Das braucht davon so wenig wie irgend möglich. Sein ganzes Atelier im Schererhof besteht aus einer Schublade. Der Robinoor ist sein Lieblingsstift. Er benutzt nur zwei Stärkegrade, HB und 8B. „Das sind Gegensätze wie Nord und Süd. Die Mittelzone fehlt, aber Mittelzonen sind immer langweilig.“ Er macht mir mit beiden Stiften Probestrüche. „Acht B ist weich wie ein Käse“, oder sagen wir besser: wie das Laster. Außerdem brauche ich noch ein dickes Radiergummi mit einem Elefanten drauf und ein Knetgummi. Das Knetgummi ist mir lieber, weil es keine Brösel macht. Aber wenn gerade kein Knetgummi da ist, muß ich doch das Elefantengummi nehmen. Dann benutze ich hier die weiche Nasenpore und lege damit die Brösel vom Papier.“

„Sie haben da ja nur ganz kurze Bleistifte!“

„Ja, auch die kleinsten Stumpen werden aufgebraucht.“

„Und diese Rasierklingen?“

„Das sind ausgediente. Mit denen spitze ich sie.“

„Und welche Art Papier ist Ihnen die liebste?“

„Das von Schollerhammer. Da ist die Oberfläche so schön hart und glatt. Der Strich muß ohne Hemmung gleiten. Ich kann keine Widerstände brauchen, wie Rubin bei seinem alten Bütteln.“

Nun wird es allmählich Zeit, ins Bett zu gehen. Der Weg zum Fremdenzimmer führt durch den ehemaligen Stall. Auch da ist es eisig. Das Fremdenzimmer ist in eine Stallecke eingebaut. Es hat auch noch eine Tür direkt ins Freie. In diese ist ein farbenfunkelndes Glasbild von Oberberger, einem Lieblingschüler Dlas, eingelassen. Aber die Umstände sind nicht dazu angetan, sich darein zu vertiefen, denn der Wind bläst den Schnee durch die Ritzen. Ich suche sie nach Möglichkeit zu verstopfen.

In dem gewaltigen braunen Ofen kracht das Holz. In seiner Nähe ist es sehr schön warm, aber ein paar Schritte davon merkt man kaum noch etwas von dieser Glut.

Ich krieche deshalb bald in die Federn. Aber vorher betrachte ich mein ungewöhnliches Bettgestell. Es ist ein riesiger, alter Schlitten, der zu einem Himmelbett umgearbeitet wurde. Stolz trägt er die holzgeschnitzten vergoldeten bayrischen Löwen.

Dlas hat mir beim Gutenachtsagen die Gedichte von Billinger unter den Arm geschoben, die er sehr liebt, und ich lese in den dicken Kissen noch das wunderschöne Gedicht auf den alten Pieter Brueghel.

Dann lösche ich das Licht. Nun hat nur noch der Sturm das Wort. Die Fensterläden klappern mich in den Schlaf. —

Ein andermal besuche ich Dlas in seinem Atelier in der Münchener Kunstakademie, dem kolossalen Prunkbau beim Siegestor. Im Treppenhaus stehen der Laokoon, die Niobe und viele andere klassische Sachen. Die Ateliers in dieser Akademie sind alle so riesig, als ob die Maler heute noch haushohe „Zerstörungen Jerusalems“ malen sollten, wie zu Kaulbachs Zeiten. Dlas Atelier ist von allen das kleinste, man könnte aber immer noch ein Einfamilienhaus hineinstellen. Seine Aquarelle und Pastelle verlieren sich an den riesigen weißen Wänden. Vor dem großen Fenster steht die traditionelle hellgrüne Stubenlinde, die in keinem Münchener Atelier fehlen darf.

Nachdem er mir aufgeriegelt, legt er sich wieder auf den Diwan. Er liegt mit dem Kopf tiefer als mit den Beinen, das macht ihm gar nichts. „Wenn man eben zwanzig Schülern ihre Akte, die alle nicht stehen können, zurechtgerückt hat, dann ist man müde.“

Er verkehrt mit seinen Schülern sehr kameradschaftlich. Fast alle reden ihn mit seinem Vornamen an. Kann man ihn überhaupt anders anreden? Der kurze Name mit dem runden D paßt so prachsvoll zu seiner kurzen runden Statur!

Auf dem Tisch liegen einige Bücher und Hefte mit Arbeiten aus Olafs Anfängen. Da sind zwei Bände des „Trangviksposten“, zu deutsch: „Krähwinkelboten“. Schade, daß ich die Geschichten nicht lesen kann. Sie müssen lustig sein, denn die Bilder sind es sehr. Sie sind mit einer schweren Faust in einem festen, derben, behaglichen Holzschnittstil gezeichnet. Zwei Proben daraus hat Olaf in sein Buch „Es war einmal“ aufgenommen, wo sie sich neben dem beschwingten, zarten, ganz vergeistigten Linienstil seiner Meisterzeit selbstam genug ausnehmen.

„Als ich mit diesen Illustrationen fertig war, sagte Madame Krogh Sie wissen, die Frau von dem berühmten Maler —: „Jetzt hast du was verdient, jetzt fahren wir zusammen nach Paris.“ Es gab einen furchtbaren Sturm in der Nordsee. Wir hatten natürlich kein feines Schiff, sondern fuhren auf einem Frachtdampfer, weil wir den Kapitän kannten. Die Damen verfluchten ihren Entschluß. Acht Tage fuhren wir mit Kurs auf Schottland, nur um der gefährlichen holländischen Küste nicht zu nahe zu kommen. Herr Krogh in Paris wartete und wartete. Er glaubte uns längst ertrunken. Er hatte einen so wundervollen langen Bart. Wenn er spazierenging, hob er ihn auf wie die Damen ihre Röcke.“

„Und was haben Sie dann in Paris gemacht?“

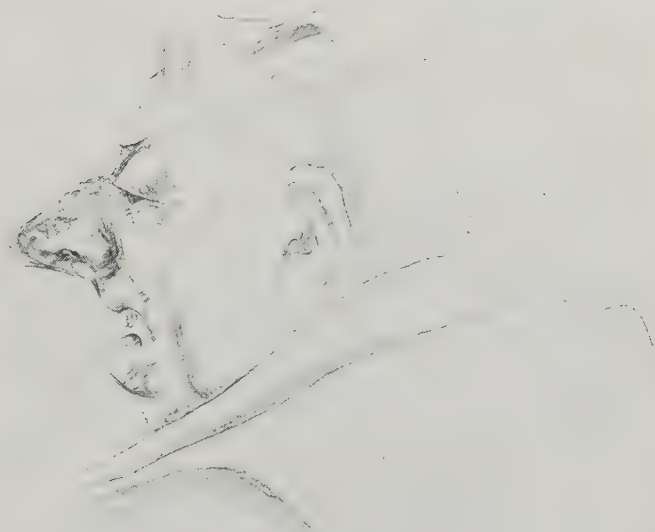
„Ich konnte kein Wort Französisch. Also konnte ich auch nichts machen. Nur zeichnen!“

Neben dem „Krähwinkelboten“ liegt ein grünes Quartheft, betitelt „24 Karikaturen af Olaf Gulbransson“ mit einem verschmitzt lächelnden Kater auf dem Deckel. In dem runden Katerkopf erkennt man auf den ersten Blick Olafs eigenen, und doch ist es ganz ein Katerkopf geblieben. Da sieht man alle Berühmtheiten des Nordens, als ersten den gewaltigen Henrik Ibsen mit dem durchbohrenden Auge und dem verkiffenen Mund. Diese Zeichnungen entstanden 1901, also kurz vor Olafs Eintritt in den „Simplicissimus“. Ein ganz ursprüngliches Talent bricht da prachtvoll hervor. Wie mancher hätte sich damit genügen lassen, aber welch weiten Weg legte Olaf seitdem zurück! Wie hat er an sich gearbeitet! Damals war seine reine Linienkunst noch verdeckt. Diese Blätter sind sehr wirkungsvoll, aber noch zu laut, zu dick instrumentiert. Es sind mehr Plakate als Zeichnungen, die Karikatur liegt noch obenauf. Später hat sich der Wiß ganz in die Linie zurückgezogen, ist mit ihr identisch geworden.

Ich wende mich den Zeichnungen und Aquarellen an der Wand zu. Dabei gehen weiter die Gespräche hin und her.

Olaf liebt die Vertiefung in die Sache. Wenn er einen Baum zeichnet, so zeichnet er ihn genau so, wie er gewachsen ist. Jeder Biegung des Stammes jeder Verästelung der Krone geht er nach. Überall entdeckt er Wunder der Linie. „Ich habe ja den Baum in meinem Garten stehn und seh ihn jeden Tag. Da mag man doch nicht schwindeln!“

Auf einem anderen Aquarell sieht man geschälte Baumstämme, die Schnittflächen dem Beschauer zugekehrt. Hier hat ihn das Phänomen der



Hofschauspieler Konrad Dreher. Rötzelzeichnung

Verkürzung gereizt und dazu die Harmonie der kühlen Farben Gelb, Violett, Grün und Blau. Er liebt die kühlen Töne.

Viele Variationen über Dagny hängen da. Man kann sich ihre zerbrechliche Schlankheit gar nicht auf andere Art gezeichnet denken wie in diesen zarten Linien und blassen Tönen. Da steht sie zum Beispiel vom Rücken gesehen in enzianblauem Kleid unter hellblauem Himmel und schaut über weiße Nebel hinweg auf blaue Berge. Der schlanke Hals trägt die reichen hellen Haarflechten. Kahle Zweige zeichnen ihre Linien neben ihr in die Luft.

Da ist sie nochmal in hellblauem Kleid mit weißem Kopftuch. Ihre Haut ist das stehengebliebene weiße Papier mit nur ganz wenig Rosa und Blau.

Da ist die „Aussicht auf den Tegernsee“. Aber vom Tegernsee ist auf dem Blatte nichts zu sehen, sondern nur Olaf von hinten, wie er seinerseits den Tegernsee sieht. Er lehnt nackt am Holzgeländer, einen breiten Sonnenhut auf dem Schädel. Seine gewaltigen runden Leibeswölbungen kontrastieren mit den flachen Geraden der Hölzer.

Olaf zeichnet gern die Menschen von hinten und auch diese Rückenbildnisse sind ungeheuer ähnlich. Da hat er die Rückansicht seines Schülers Oberberger in der blauen Hose aquarelliert. Die blaue Hose mit ihrem Faltenwerk ist die Hauptsache. Aber nicht nur sie ist porträtgetreu, sondern auch der Körper, der darin steckt. Auf anderen Blättern vertieft er sich mit Wonne in das mächtig vor- und zurückspringende Profil dieses Lieblingschülers, der ein ins Niederbayerische übersehtes Kondottiergeficht hat.

Da ist ein Pastellbild der Gattin Björnsons, also der Großmutter Dagnys, in Schwarz und Rosa. Olaf ruft mir vom Divan aus zu: „Sie ist eben gestorben. Sie wurde fast hundert Jahre alt. Hat sie nicht ein Gesicht wie ein Kardinal?“

Da ist das mächtige Profil Paul Wegeners und daneben das Konrad Drebers mit der ausladenden Nase. Da sind die Bildniszeichnungen der Musiker Adolf Busch und Rudolf Serkin.

Olaf liebt die Musik, vor allem Bach. „Der hatte so ruhige, schwere Hände, dazu vierzehn Kinder. Er liebte den Kaffee und war nett zu seiner Frau!“

Ich staune immer wieder, daß Olaf, dieser joviale, faßtige Mensch mit dem bärenmäßigen Lachen und den weitausschwingenden Bewegungen so ungeheuer behutsam zeichnet, ohne Drucker, ohne temperamentvoll hingesezte Fahrer, während doch zum Beispiel der schwächliche Rubin auf dem Papier so heftig ausholt. Olaf erinnert darin an Leibl, der auch mit seiner Athletenstärke so behutsam malte. Als ich ihn darauf anrede, sagt er: „Wissen Sie, wenn ich vor dem schönen weißen Papier sitze, dann habe ich eine so kolossale Ehrfurcht davor.“

Bei seinen Zeichnungen und Aquarellen kennt er kaum eine Korrektur. Alles steht klar und durchsichtig auf dem Papier. Es gibt für ihn keinen Zufall.

Er zeichnet seine Porträts häufig in ganz weichem Pastell und setzt dann mit dem Bleistift scharfe und bestimmte Linien hinein. „Ja, diese Trambahngeleise drum herum brauche ich, die halten die Sache zusammen.“

Die Welt kennt Olaf vor allem als den genialen Simplizissimus-Zeichner. Als solcher hat er ungezählten Tausenden heitere Stunden und den Kunstfreunden einzigartige Genüsse bereitet. Aber er seufzt manchmal über diese Arbeit: „Ich bin ein armer Lohnzeichner. Ich beneide meine Schüler. Die können machen, was sie wollen. Ich muß zeichnen, was man mir aufgibt, und dabei muß ich so viel auswendig zeichnen. Das viele Auswendigzeichnen ist ein Unsinn, und so kennt man mich eigentlich nur von meiner schlechten Seite.“

Ich frage ihn nach seinen Lieblingskünstlern. Aber allem, was von weitem nach einem „Kunstgespräch“ aussieht, weicht er gerne aus. Mit eulenspiegelhaftem Lachen erwidert er: „Mein Lieblingskünstler? Das ist der liebe Gott! Weil er von der guten alten Schule ist! Er ist gewiß ein Düsseldorfer!“

„Nein, im Ernst! Sie müssen doch Holbein sehr lieben!“

„... und beneiden!“

„Sie sind nicht nur schlagfertig mit der Linie, sondern ebenso mit dem Wort.“

„Alles nur aus Verzweiflung! In der Verzweiflung muß man sich zu helfen wissen. Sie haben mich mit Ihrer Frage in die Zange genommen. Hätte ich einfach Ja gesagt, so hätte man denken können: Was ist das für ein eingebildeter Kerl, der da Holbein so einfach liebt. Nein, ich beneide ihn noch viel mehr, als ich ihn liebe!“

Frau Dagny tritt in die Tür. Sie ist noch ganz begeistert von den letzten Wochen in Norwegen. „Da hat Olaf nichts getan wie geschwommen und Fische gegessen. Wirklich ganz wie ein Seehund!“ —

Animalisch wie ein Seehund und zugleich ein Zeichengenie — das kommt nicht so leicht wieder zusammen. Freuen wir uns, daß es so etwas in unseren Zeiten gibt.

Gulbransson
bei der Arbeit



Photos von
Piper u. Co., München

LEBENDIGE VERGANGENHEIT



Historiophot Berlin

Friedrich August Ludwig von der Marwitz (1777—1837)

Die Erziehungsschriften und die Lesebücher für die Jugend, welche man damals hatte, waren ganz im Geiste des lichtvollen 18. Jahrhunderts, welches sich einbildete, nicht nur erleuchteter zu sein als alles, was früher dagewesen war, sondern auch seinen Nachkommen solche Weisheit und solche Einrichtungen hinterlassen zu können, die niemals übertroffen, also in alle Ewigkeit bestehen und fortwährend bewundert werden würden. — Nachdem

der Aberglaube ausgerottet war, glaubte der Verstand, vorzüglich der französischen Philosophen, keine Grenze mehr anerkennen und alles überfliegen zu dürfen; zuerst Montesquieu, dann Rousseau und andere griffen den Staat, Voltaire, Diderot und andere die Kirche an; es fehlte ihnen nicht an Schülern und Nachbetern, und die neue Lehre verbreitete sich über ganz Europa. Bis in ihre tiefste Wurzel verfolgt, war diese neue Lehre eigentlich ein Auflehnen des menschlichen Verstandes gegen die göttliche Macht und Weltregierung, also ganz eigentlich ein Werk des Satans.

Echade nur, daß diesen Weltverbesserern die göttliche Allmacht, Weisheit und Güte, vorzüglich aber die Allwissenheit nicht bewohnte, denn bald zeigte sich, daß, was man als Nutzen erstrebt hatte, nur Schaden brachte, und daß alle erregten Ansprüche auf materielles Glück gar niemals und nimmermehr befriedigt werden konnten.

Wenn insbesondere hierzu der Verstand zur Herrschaft berufen war, so waren auch alle diejenigen zum Herrschen bestimmt, die Verstand und Talent besaßen oder zu besitzen glaubten. Da aber auch hier wieder keine göttliche Allwissenheit auf dem Platze gegenwärtig war, um den wahren Verstand und das beste Talent aus der großen Masse der Talentvollen herauszufuchen, so mußte ein wildes Streben entstehen, durch welches ein jeder den anderen zu verdrängen suchte. — Die neue Lehre bestand also eigentlich darin, an die Stelle des Rechts und der Ordnung den Nutzen, an die Stelle christlicher Demut und Zufriedenheit den Hochmut und die Unzufriedenheit mit der Stelle, die Gott einem jeden angewiesen hatte, zu bringen, sie war bestimmt, den Weg zu gehen, den alle wandeln, welche niederknien und anbeten, sobald der Satan zu ihnen tritt und spricht: „Siehe, das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest!“ Es wird ihnen dann gegeben, aber nur der Schein, und unmittelbar darauf folgt Zerstörung und Qual.

In der That, was schwafte man von dem edlen Enthusiasmus von 1813? Der war gar nicht edel. 1805 war es Zeit, edlen Enthusiasmus zu zeigen. Damals galt es, noch ehe man selbst etwas verloren, Schmach und Verderben vom Vaterlande abzuwenden, die übrigens ein jeder, der nur etwas weiter blickte als über seine Nasenspitze hinaus, ganz deutlich herannahen sah: Wie nachher zur gerechten Strafe ein jeder in seinem Hause geplagt und gepeinigt und ihm das liebe Geld aus der Tasche genommen war, und wie zum Überfluß Gott in seinem ungeheuren Strafgericht die französische Armee in Rußland vernichtet hatte, also die Gefahr weit geringer war wie 1805, und eine Masse von materiellen Anreizungen hinzuge treten — da war es keine Kunst, Enthusiasmus zu haben! Es war eine Rache bei günstiger Gelegenheit und weiter nichts.

Die Schicksale der Welt und der Völker werden allein von Gottes allmächtiger Hand und nicht durch Menschen geleitet: bisweilen verhängt er Begebenheiten, oft fürchterliche, oft unscheinbare in ihrem Beginn,

bisweilen freudige, die der Welt eine andere Gestalt geben; bisweilen bedient er sich aber auch der Menschen als seiner Werkzeuge dazu. Ein solcher Mensch ist aber alsdann auch weiter nichts als ein blindes Werkzeug in seiner Hand; er kommt dazu, er weiß nicht wie, die Begebenheiten drängen ihn vorwärts und auf einen Platz oder in eine Stellung, von der er früher nicht einmal geträumt, und wie er sich dann auch seiner selbst und seiner Zwecke bewußt werden mag, so reihen sich doch die Begebenheiten und Zufälle wie von selbst seinen Taten und Zwecken an. Nur solchen auserwählten Menschen ist es vergönnt, Resultate für die gesamte Menschheit hinter sich zu lassen. — Andere werden dahingedrängt, wie sehr sie sich auch sträuben, wie sehr sie auch vor jeder persönlichen Wirksamkeit zurückschrecken . . .

Nie ist es aber geschehen, daß einer in freiwilligem Bestreben, sei es im Guten, sei es im Bösen, in jene großen Verhältnisse einzugreifen, jemals etwas Namhaftes hervorgebracht hätte. Der eine wird zwar manches Gute im einzelnen, der andere des Bösen weit mehr veranlassen, sie werden sich daran abarbeiten, Undank oder Flucht ernten, aber etwas Dauerndes werden sie nicht hinter sich lassen.

Über das ist eine der schwierigsten und unglücklichsten Pflichten der Herrscher, daß, wieviel sie auch selbst verschuldet haben, sie dennoch ihre Schuld nicht öffentlich gestehen und nicht anstehen dürfen, diejenigen ihrer Untertanen zu bestrafen, die nach demselben Prinzip wie sie selber sündigten — weil ein entgegengesetztes Verfahren den Staat völlig auflösen und sie daher ihre Pflichten gegen das Vaterland nur um so mehr verletzen würden.

(Aus der „Lebensbeschreibung“)

Der Staat besteht aber weder in dem Regenten noch in den Untertanen, sondern nur in dem freien und sich gegenseitig durchdringenden Leben der Regierung und der Untertanen. Wo dieses nicht stattfindet, da ist politischer Tod.

Die Richtschnur für das Tun der Regierenden heißt: die Verfassung des Landes, für die Regierten: das bürgerliche Recht.

Aus dem vorhergehenden folgt, daß beide nicht willkürlich sein können, sondern notwendig hervorgehen aus dem innersten Wesen der Staatsbürger, daß sie sich (dafern der Staat nur ein wahrer Staat ist, das heißt dafern er Leben hat) gegenseitig bilden und vervollkommen, also in der Zeit fortschreitend sich verändern müssen. Es folgt ferner, daß diese Bildung und Vervollkommenung auch durchaus notwendig und fortwährend gegenseitig sein müsse, dafern nicht der Tod (das Nichtdasein des Staates) eintreten soll. Denn wenn die Richtung und Norm der Regierten (das bürgerliche Recht) verändert würde, die Richtung und Norm der Regierenden (die Verfassung) aber die nämliche bliebe oder umgekehrt, so würde ja eine Trennung entstehen, ein Nebeneinanderwegleben der Regierenden und Regierten, mit andern Worten, eine Auflösung des Staates, welche nur, wie schon gesagt, durch das Ineinanderleben aller Bürger möglich und denkbar ist.

(„Von den Ursachen des Verfalls des Preussischen Staates“ 1811)

Um die Freiheit des Geistes

VON EUGEN DIESEL

Nach einer Forderung des Nationalsozialismus ist der Geist nicht um seiner selbst willen da, und er darf die Verbindung mit der Wirklichkeit niemals verlieren, weil er zu Tat und Gestaltung führen soll. Seine wahre Freiheit liege in seiner sittlichen Aufgabe begründet. So ist wohl auch aller echte wissenschaftliche und philosophische Geist seit je aufgefaßt worden. Immer hat er praktisch (was sehr verwandt mit ethisch ist) sein oder wirken wollen. Wenn dieser Zusammenhang verlorengeht, oder wenn, wie in unserer Zeit, zwar sich sogenannte praktische Zusammenhänge zwischen Geist und Tat oder Werk an zahllosen Stellen nachweisen lassen, das Zeitalter aber trotzdem aus endlosen Wirrnissen nicht hinauszugelangen vermag, dann ist der Geist seiner sittlichen Wirkung und damit seiner echten Freiheit verlustig gegangen. Man muß dann versuchen, die Ursachen der großen Unordnung aufzufinden. Wir bemühen uns im folgenden um die Aufdeckung einiger in dieser Lage wichtigen Zusammenhänge, die wir so kurz wie möglich zu kennzeichnen versuchen.

In der Entwicklung der wissenschaftlichen Erkenntnis spielte bekanntlich die Überzeugung von der Möglichkeit ganz objektiv gültiger Erkenntnisse und von der unbedingten Herrschaft des Gesetzes von Ursache und Wirkung eine große Rolle. Man hat sogar als „wissenschaftlich“ nur anerkennen wollen, was mathematisch, kausal und experimentell zu erfassen ist. Da der hemmungslose Einsatz einer derartig eingerichteten Forschungsmaschinerie die alte Welt des Geistes und Glaubens an zahllosen Orten unterwühlte, so ergab sich die Notwendigkeit, einen neuen Glauben, eine neue feste Überzeugung zu schaffen. Dieser Glaube sollte sowohl der wissenschaftlichen Arbeit, wie auch dem Volk eine neue Festigkeit an Stelle der durch die Wissenschaft vernichteten alten Sicherheit verleihen. Der neue Glaube aber gründete sich auf eben nichts anderes als auf das Gesetz von Ursache und Wirkung, auf die Materie und auf die Gültigkeit der wissenschaftlichen, mathematischen und biologischen Erkenntnis auch für die seelischen und sittlichen Bereiche. Ein Dogma von der Wissenschaftlichkeit begann zu herrschen, das sich seiner höchsten Machtentfaltung etwa um 1900 in der Zeit des Materialismus und Monismus rühmen durfte.

Die Wissenschaft nun zerstörte oder relativierte unendlich viele der alten Werte (in Religion, Kirche, Gesellschaft, Regierungsform, Weltbild und so weiter), aber sie schuf doch, zunächst wenigstens, auch neue Überzeugungen und Fundamente. Der Zustand wurde grundsätzlich sehr unsicher erst dann, als viele wissenschaftliche Dogmen und das Dogma von der Wissenschaftlichkeit selbst zu wanken begannen, und man die Bedingtheit, die nur relative

Gültigkeit auch der wissenschaftlichen Erkenntnis, begriff. Sogar die Grundlage aller Wissenschaftlichkeit, das Gesetz von Ursache und Wirkung, begann zu wanken. Damit aber war die Macht, welche die geistige und kulturelle Vergangenheit aus den Achsen gedreht hatte, selbst relativiert worden. Die alten Werte waren zerstört, und die neuen wissenschaftlichen Werte hatten sich nur sehr bedingt als etwas bewähren können, was an die Stelle des Alten zu treten berufen war.

Daß die Wissenschaft eine Welt zerstört hatte und sie selbst doch nicht zur Alleinherrschaft in einer neuen Welt taugte, hat aber nicht allein die große Verwirrung hervorgerufen. Der Relativismus zog auch auf anderen Wegen herauf.

Goethe sagt einmal, daß es nichts gäbe, von dem nicht auch das Gegenteil gesagt werden könne. Der Relativismus aller Dinge ist schon vor Goethe oft gefühlt worden, ohne daß er zu einer das geistige Leben bestimmenden Art von Philosophie geworden wäre. Erst das 19. Jahrhundert öffnete den immer mehr anschwellenden Geistesmassen die Schleusen. Wahllos, voller Widersprüche, ohne Einschränkung und bändigende Form wirbelten und schossen nun die Gedanken, Erkenntnisse, Ideen und Forschungen im geistigen Strom des Zeitalters einher. Die schrankenlose Zunahme der Erkenntnisse auf allen Gebieten und des geistig-wissenschaftlichen Betriebes überhaupt mußte in Unendlichkeit neue Vergleichsmöglichkeiten und Standorte schaffen. Jede Wissenschaft und Spezialwissenschaft, jede soziale, politische und seelische Regung schuf Standorte, wollte „absolute“ Geltung beanspruchen, wodurch der Relativismus als umfassende geistige Erscheinung begann und mit ihm auch Zersetzung und Unsicherheit auf den meisten Lebensgebieten. In jenem Zeitalter war jede geistige Tätigkeit ganz unbehindert, ob sie nun etwas taugte oder nicht. Teils glaubte man, daß alles Geistige Wert haben müßte, teils aber konnte man sich nicht recht eine Instanz vorstellen, die über Gut und Böse im Geist zu entscheiden fähig gewesen wäre.

Im 19. Jahrhundert vermehrten sich die europäischen Völker wie nie vorher in der Geschichte. Die Bildungsmöglichkeiten stiegen, das Nachrichten- und Produktionswesen ließ alle Menschen und Kulturkreise mit ihren zahllosen Problemen in Wechselwirkung gelangen. So war es gar nicht anders möglich, als daß aus immer mehr geistigen Gebieten, Bildern und Gedanken auch viel Widersprechendes und Entgegengesetztes ins Bewußtsein trat. Wollte man nun nicht völliger Verwirrung preisgegeben sein, so mußte man zum Relativismus seine Zuflucht nehmen. Die Relativität aller Dinge war schließlich, paradox genug, die übrigbleibende absolute Überzeugung, vor allem in der Zeit, als auch das Dogma der Wissenschaftlichkeit wankte. Wir gerieten „jenseits von Gut und Böse“. Der Erkenntnisbetrieb schien ein einziger großer Irrgarten zu werden.

Wenn man unsere Bildung, wie es Nietzsche tat, einer Analyse unterwarf, so ergab sich also ein Kaleidoskop von Widerspruchsvollem und Unvereinbarem. Nirgend aber war eine dem Zeitalter selbst entspringende

geistige oder sittliche Macht zu spüren, welche, was durchaus vorstellbar wäre, die widerspruchsvollen Erscheinungen versöhnt hätte. Selbst die Kirchen waren hierzu, praktisch gesehen, nicht mehr imstande. Der ganze Bildungsbetrieb arbeitete in einer auflösenden Richtung und beförderte den Nihilismus. Nietzsche hat einen genialen Kampf mit dem wild gewordenen Wissen und Werten ausgefochten und dabei als einer der ersten gefühlt, daß dem zeretzenden Relativismus schließlich doch nur ein Relativismus entgegengesetzt werden könnte, der fruchtbar, also nicht zeretzend wirkt. Er begann vom „Perspektivismus“ zu sprechen. Aber die entscheidende und vor allem systematische Klärung konnte ihm der Zeitlage nach noch nicht gelingen.

Die an sich so schwierige geistige Lage wurde nun durch unheilvolle Einflüsse so verschlechtert, daß im Leben der Gesellschaft und des Geistes immer mehr Relativismus, Skepsis und Anarchie einriß. Das geschah dadurch, daß der Relativismus als solcher zur letzten Erkenntnis, ja zu einem Wert erhoben wurde.

Der Geist wird bei den Vertretern des zeretzenden Relativismus zwar nicht abgeleugnet (dazu sind sie selbst zu „geistig“ und eitel); aber sie setzen an die Stelle des alten, an feste Werte glaubenden Geistes eine Sorte von Geistigkeit, die alles und jedes in Zweifel zieht, die mit ungeheurer Routine und oft mit selbstgefälliger Miene alles lustvoll zeretzt und bespöttelt. Diese lächelnd skeptische, verneinende und doch geistig-eitle Einstellung wird dann als kultureller und ästhetischer Wert, ja als letzte Weisheit propagiert. Die Ironie übte die Herrschaft aus, obwohl der Deutsche sie sehr schwer verträgt und aus der Haut fahren möchte, wenn man ihn ironisch relativiert. Die einfachen, das Volk beherrschenden Sitten und Glaubensformen lösten sich auf, das Parteiwesen wurde verseucht. Auch die Gesichtspunkte, nach denen regiert wurde, waren immer nur sehr relativ und konnten keine Herrschaftsmacht mehr hervorrufen.

Dieser zeretzende Relativismus war so weit vorgedrungen, daß nicht nur der Geist, die Erkenntnis, die Sitte ins Wanken gerieten, sondern der politische Boden selbst, auf dem das deutsche Volk doch stehen mußte. Nach außen hin freilich gestaltete sich der geistige Betrieb riesenhafter als je. Noch wurde auf alles und jedes gepocht. Noch war nichts von den alten Werten endgültig preisgegeben. Es kämpften nicht wie in der Reformation vorwiegend zwei Wertegruppen miteinander, sondern in Buch, Schrift, Partei, Rede fochten zahllose Gruppen in dauernd wechselnder Gruppierung und mit aller nur aufzubringenden Erkenntnis und Dialektik. Welch ein Aufwand, Welch ein Leerlauf! Wie verständlich, daß manche Ehrlichen und Einfachen den Geist mit diesem Geistesbetrieb verwechselten und Ungeistigkeit als Rettung empfahlen, während die Rettung heißt: klarer, starker, seinem inneren Wesen nach eindeutiger Geist, der die Fülle der Widersprüche erträgt und allmählich eine neue Haltung zu schaffen weiß.

Ein größerer Gegensatz ist kaum denkbar als der zwischen dem christlichen Mittelalter und dem relativistisch gewordenen Zeitalter im Höhepunkt

seiner Zersetzung. Als Folge des Christentums und einer erstaunlichen kirchlichen Machtfülle, aber auch weil Erkenntnis und Wissenschaft keine freie Bahn besaßen, war es während einiger hundert Jahre möglich gewesen, die abendländische Christenheit praktisch vor jedem Relativismus zu bewahren. Das Dogma herrschte. Die Lehre war unbedingt, die Form des Daseins vorgeschrieben. Man konnte aus diesem Gehege nicht ausbrechen. Auch für Dinge, die heute als Aberglaube oder Unsinn empfunden werden, beanspruchte man unbedingte Geltung, und obendrein war auch der ehrliche und reine Forschungsdrang gehemmt. Gegen diese schwachen Stellen konnten daher die Aufklärung und die wissenschaftliche Erkenntnis ihre Angriffe erfolgreich vortragen. Dieser Angriff war solange vollkommen siegreich, als die Wissenschaft selbst dogmatische Gültigkeit aufzuweisen schien. Aber gerade die Wissenschaft trug ja zur Entwicklung des Relativismus und Nihilismus in erster Linie bei. Sie selbst setzte die Erkenntnisse und Werte in Frage, mit deren Hilfe die alten Werte zertrümmert worden waren. In dieser Zeit der Unsicherheit und Auflösung meldete sich eine unbezähmbare Sehnsucht nach Unbedingtheit, Form und Haltung. Eine Strömung machte sich geltend, welche diese Sehnsucht nach Form und Haltung in die Prophetie von einem neu herausziehenden Mittelalter kleidete.

Aber wie sollte ein neues Mittelalter in Religion und Staat möglich sein, wo doch auch zahllose gewaltige und fast unerschütterliche Ergebnisse der Wissenschaft vorliegen? Die Jahrhunderte zwischen der dogmatischen Lebensweise und heute sind nicht auszulöschen. Freilich, wir werden uns immer mehr auf die Werte zurückbesinnen, welche die Wissenschaft zu Unrecht zerstörte; aber wir werden nicht zu zerstören trachten, was die Wissenschaft an neuen Werten und Leistungen schuf. Und das genügt, um die Zukunft sehr scharf von jeglicher Art von „Mittelalter“ abzugrenzen.

Es erübrigt sich, noch mehr Situationen dieser Art zu schildern. Handelt es sich für uns doch nur darum, zu zeigen, wie schwierig es ist, zur Freiheit des Geistes zu gelangen oder sie zu behaupten. Ihr aber gilt doch unentwegt unsere Sehnsucht! Nur bedingt kann es uns befriedigen, wenn wir feststellen, daß durch die Beendigung eines entarteten geistigen Betriebes, der sich keine sittliche Zucht aufzuerlegen wußte, die erste Voraussetzung für eine neue staatliche und soziale Arbeit geschaffen wurde. Es tröstet uns nicht, daß kluge Menschen schon in früheren Jahrhunderten auf die großen Gefahren hingewiesen haben, die mit allgemeiner Aufklärung und unumschränkter geistiger Freiheit verknüpft sind. Denn durch diese Einschränkung der allgemeinsten geistigen Freiheit ist doch auch ein sehr wertvoller Teil des Geistes, der nur in Freiheit atmen kann und ohne den alles ins Arge geraten müßte, mit ins Gehege geraten. Es ist nun die Aufgabe dieses Geistes, sich trotz aller Schwierigkeiten einer revolutionären Situation so zu behaupten und durchzusetzen, daß er eine durchaus bejahende Macht wird und sich deutlicher als früher absetzt von dem Geiste der Zersetzung.

Das Problem der geistigen Freiheit brennt heißer als je. Darum müssen wir fragen: ist die geistige Freiheit ein unerfüllbares Ideal, das man, utopisch genug, einmal zu erfüllen trachtete, um durch die erschreckenden Folgen gründlich vor aller Freiheit des Geistes gewarnt zu werden? Aber warum leiden dann die wertvollsten Menschen so schwer, wenn die geistige Freiheit nicht mehr besteht? Der Menschheit bester Teil ist eben doch für die Freiheit des Geistes. Indessen ist scharf zu unterscheiden zwischen einer geistigen Freiheit, die einen schändlichen Mißbrauch darstellte, und einer solchen, die gerade das Gegenteil von Zersetzung und Haltlosigkeit und Eitelkeit darstellte: nämlich innere Zucht, Ehrfurcht, klarer Sinn für das Maß (die *Sophrosyne* der Griechen).

Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, die die geistige Freiheit richtig begriffen, und solche, die sie mißverstanden und mißbraucht haben. Das ist in der Unvollkommenheit der menschlichen Zustände begründet. Wir aber, die wir glauben, uns zur rechten Freiheit des Geistes zu bekennen, müssen doch zugeben, daß auch der rechte Geist früher die Lage nicht begriffen hatte und nicht aus sich heraus die Kraft besaß, die Zersetzung abzuwehren. Damit hat das Prinzip der geistigen Freiheit eine große Schlacht verloren. Sie ging verloren, weil man lieber den zersetzenden Geist unbeschränkt duldete, um ja nicht die Freiheit des rechten Geistes zu gefährden.

Für diejenigen, die dem rechten Geist zu dienen trachten, muß es ein tragisches Ereignis von großer Wucht sein, wenn die äußere Freiheit des Geistes verschwindet. Deshalb handelt es sich darum, die Gegensätze zwischen der zersetzenden und fruchtbaren Freiheit des Geistes zu klären, damit der rechte Geist zur Selbstbesinnung kommt, um endlich, befreit von der zersetzenden geistigen Freiheit, eine neue und reine Freiheit des Geistes heraufzuführen.

Diese Freiheit des Geistes wird freilich eine ganz andere sein als die Freiheit des Geistes, die schließlich in den Zuständen der Jahrhundertwende von selbst zu ersticken begann. Aber diese Epoche kann nicht abgelöst werden durch Rückerinnerungen an fest geformte, aber geistig beschränkte Zeitalter, auch nicht durch einen vorgeschriebenen oder dogmatischen Glauben der einen oder anderen Art. Wir sehen kein neues Mittelalter voraus, sondern aus der Not geborene Leistung sehr moderner großer und klarer Männer. Freilich werden sie nicht verkünden: weil es ja doch keine absolute Wahrheit gibt und weil der schrankenlose Geistesbetrieb doch nur zur Auflösung führt, darum stellen wir aus den zahllosen möglichen Erkenntnissen ein System zweckmäßiger Erkenntnisse zusammen und verkündigen und befestigen es als die einzige Wahrheit des Zeitalters. Ein solcher Versuch wäre sehr gefährlich, und die Haltung der neuen geistigen Freiheit der Zukunft wäre er nicht. Diese erfolgt nur aus dem Mute, auch dem Widerspruch, auch der Fülle der Erscheinungen ins Anlitz zu sehen, um jenseits vom Relativismus zersetzender Art zu einer Philosophie des „Auch“ vorzudringen, zu der Möglichkeit, kraft einer zu erringenden inneren Sicherheit im widerspruchsvollen Spiel der Welt zu wahrhaft bestehenden Werten durchzudringen.

Film und Geschmack

VON HILDE HERRMANN

Der Film ist heute zum Gegenstand vieler grundsätzlicher Erörterungen geworden — was doch wohl anzeigt, daß er als etwas Fragwürdiges empfunden wird. Es gibt eine ganze Reihe von Gesichtspunkten, von denen aus die Filmfragen aufgerollt werden können, aber sie alle lassen sich im Grunde auf einen bestimmten Gegensatz zurückführen, der sich je länger je deutlicher herausstellt.

Einerseits ist der Film zu einer wirklichen Macht emporgestiegen, die aus dem Leben der heutigen Menschheit kaum mehr wegzudenken ist. Es mag hier genügen, auf die abendliche Landschaft unserer kleinen und großen Städte hinzuweisen: die lichtumflossenen Portale der Kinotheater sind jähe Einschnitte im gleichmäßigen Dämmerchein der Straßen und Plätze, künstliche Inseln gleichsam, die im geschäftigen Treiben der Menschen zauberisch-geruhlsame Haltepunkte bilden. Das Kino ist — man täusche sich darüber nicht — zum selbstverständlichsten „Vergnügen“ des modernen Menschen geworden, der sich hier all jenen Träumen und Wünschen hingeben kann, deren Erfüllung ihm durch die Härte des Alltags versagt ist. Im Dienste eben dieser Aufgabe, den Menschen, und zwar den Menschenmassen, Vergnügen, Zerstreuung, Entspannung zu bieten, lebt der Film, gelingt es ihm, im Geflecht der modernen Wirtschaft eine mächtige Rolle zu spielen und, deren inneren Tendenzen gemäß, das Bedürfnis, dem er entstammt und das er zu befriedigen unternimmt, immer wieder neu zu entfachen und zu steigern: der Film ist so zu einer Massenware geworden. — Andererseits lehnt sich der Film, indem er den Menschen in all ihren Plagen eine vorübergehende Zuflucht bietet, an eine alte, sehr alte Überlieferung an. All das, was die vergangenen Jahrhunderte „Kunst“ genannt haben, wird von ihm mit neuen, bisher ungeahnten Mitteln zur Befriedigung der menschlichen Schaulust verwandt. Die besonderen Gesetze der Kunst, der dramatischen wie der epischen, der bildnerischen Komposition wie der Musik, werden dabei auf eine diesen Künsten ursprünglich fremde, dem beweglichen Licht- und Schattenspiel allein gemäße Weise zusammengefaßt und somit in ihrem Wesen verändert. Von jeher gehörte die Kunst zum Überfluß des Lebens, gehörte sie dorthin, wo das Leben, der unmittelbaren Notdurft enthoben, frei und aller Zwecke ledig ausschwingen durfte. Von jeher

war die Kunst, die tragischste Kunst sogar, in der Tat — „heiter“. Im Film aber — und dies eben macht dessen so lebhaft empfundene innere Gegensatzlichkeit und Fragwürdigkeit aus — vermögen die verschiedenen künstlerischen Elemente sich nur in seltenen Fällen so zu verbinden, daß die dem Kunstwerk eigene Entrücktheit und „heitere“ Einheit nicht zur Heiterkeit der bloßen Zerstreuung, des bloßen Amüsemments erniedrigt wird. Ob hier die nötige Grenze eingehalten wird, darüber entscheidet heutzutage in der Hauptsache der Geschmack.

Über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Doch können vielleicht einige Regeln angegeben werden, die für allen Geschmack — mag er auch im einzelnen Fall am Unwägbaren und Unsagbaren hängen — zu gelten haben. Indem wir dies zu tun versuchen, wollen wir dazu beitragen, Bausteine für eine künftige Ästhetik des Films herbeizuschaffen. Die Besinnung auf die Grundlagen, Mittel und Ziele der künstlerischen Betätigung ging bisher immer Hand in Hand mit der Ausbildung einer bestimmten Kunstübung, einer bestimmten technischen Routine. Der Einfluß der Reflexion auf das Tun, zumal auf das künstlerische Schaffen des Menschen kann gar nicht überschätzt werden. Und selbst die Meinung, das Ausschlaggebende für das „Gelingen“ eines Kunstwerks sei die persönliche Genialität, die einmalige Inspiration des Künstlers, ist nur der Ausdruck einer bestimmten Kunst-Theorie, die freilich heute in weitem Umkreis das Feld behauptet. Doch nicht zu allen Zeiten waren die Musen bloße Spielbälle der künstlerischen Launen von Filmstars und der genialen Einfälle von Regisseuren.

Zunächst und wesentlich ist die Frage des Geschmacks eine Frage der „Grenze“. Denn: immer bleibt das Geschmackvolle dem unterworfen, was üblich ist, aber doch gerade in der Weise, daß eine möglichst weite Entfernung von diesem Üblichen gesucht wird. Das Geschmackvolle ist immer die „rechte Mitte“ zwischen dem Gewöhnlichen und dem Extravagananten. Tritt man aus dieser Mitte heraus, überschreitet man die Grenze — und dieser Schritt kann unmerklich sein — so ist man nach einer dieser beiden Richtungen hin „geschmacklos“. Jene rechte Mitte aber ist es, die den „Stil“ eines Menschen, einer Epoche bestimmt: Stil ist objektivierter Geschmack. — Zum anderen hat es der Geschmack immer mit dem Bereich des Spielerischen zu tun — wobei hier mit „Spiel“ nicht ein Zufälliges, vornehmlich auf frühe Lebensalter Beschränktes gemeint ist, sondern ein allem Lebendigen ursprünglich mitgegebenes Element. Dieses Element entfaltet seine Wirksamkeit überall dort, wo wir von Gefälligkeit, von Grazie, von Freude, von sinnvoller Zwecklosigkeit und notwendigem Überfluß sprechen: in ihm wurzelt aller Schmuck des Lebens.

Bei allen Bestimmungen des Geschmacks darf aber dessen Gebundenheit an die jeweilige Gattung, an das Gegenstandsgebiet, auf welches er sich bezieht, nicht übersehen werden. Es gibt einen besonderen Geschmack in der Kleidung, auf der Bühne, in der Malerei, in der Sprache. Und es gibt eben auch einen besonderen filmischen Geschmack. Im Hinblick auf diese

gattungsmäßige Gebundenheit gewinnt die Frage nach dem Geschmack im Film die Bedeutung der Frage nach den besonderen filmischen Möglichkeiten, nach den besonderen Stoff- und Formgesetzen des Films. Diese Frage nun, vor die sich heute jeder am Film Interessierte gestellt sieht, kann nicht allein aus dem Rückblick auf die überlieferten Kunstgattungen beantwortet werden. Über die hier notwendig vorzunehmenden Abgrenzungen Klarheit zu schaffen, ist gerade die große Aufgabe, von deren Lösung eine fruchtbare Entwicklung des Films abhängen wird.

Wenn wir bedenken, was uns an einem Film als gelungen erscheint, was uns veranlaßt, einen Film gut zu nennen, so ist es zunächst weniger der Inhalt, der Stoff, die Fabel, als die besondere Form, in der dieser Inhalt dargeboten wird. Wir pflegen einen Film „albern“ zu nennen, wenn er eine läppische Geschichte, einen unsinnigen Konflikt, eine unzusammenhängende Handlung, an den Haaren herbeigezogene komische oder auch traurige Geschehnisse vorführt. Die Forderungen, die wir in dieser Hinsicht an den Film stellen, weichen in keiner Weise von den Forderungen ab, die das Theater von jeher zu erfüllen bestrebt war. Hierher gehört auch die schauspielerische Leistung der einzelnen Darsteller, ihr Aussehen und Gebaren, ihre Stimme und ihre Mimik, ihr Zusammenspiel und ihr inneres Verhältnis zu der jeweils von ihnen verkörperten Gestalt. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß manche ausgezeichnete Filme, wie zum Beispiel — um einige neuere zu nennen — die „Swedenhielms“ oder „Pygmalion“, durch nichts anderes ausgezeichnet sind, als daß sie in vollendeter Weise gutes Theater kopieren. — Andererseits gibt es Filme — wie zum Beispiel manche Schöpfungen von René Clair — bei denen der Inhalt gar nichts, die Form dagegen alles bedeutet. Wir sind geneigt, diesen Filmtypus als den eigentlich „filmischen“ zu bezeichnen. Was meinen wir damit?

Offenbar dies, daß nicht die Wichtigkeit des Stoffes, sondern das spielerische Sinecure und überraschender Situationen, ihre Zusammenfügung zu einem geschmackvollen Ganzen uns anspricht und ergötzt. Der Film weist diese einzigartige Möglichkeit auf — die er freilich selten genug verwirklicht — das in allem gewöhnlichen Geschehen vorhandene, aber erst bei genauerem Aufmerken wahrnehmbare Nicht-Gewöhnliche und Sonderbare eindringlichst ins Licht zu rücken. Die Formsprache des Lebens, die uns ständig wie ein Gewand umgibt, ist ja nicht eine ewig gleichbleibende Äußerung unseres vitalen und geistigen Daseins. Die durchschnittliche Lebensäußerung eines einzelnen Menschen, ganzer Volksschichten, ja ganzer Völker bildet sich vielmehr aus der ständigen Vermischung einer durch Gewohnheit festgelegten Lebensgestaltung und eines stets über alle Gewohnheit hinausgreifenden, über alle Grenzen ausschweifenden Lebenswillens. Diese Vermischung, in der alle Komik des Alltags, aber auch aller Ernst und jede erhabene Gebärde wurzeln, sie eben stellt jene Formsprache des Lebens her, die der Film mit seinen besonderen Mitteln der Belauschung und der Verdeutlichung in unerhörter Weise zu erfassen und wiederzugeben vermag.

Soweit also der Film bemüht ist, diese Aufgabe zu lösen, sucht er nichts anderes zu erreichen, als was im Leben selbst, in der dauernden Spannung zwischen dem Üblichen und dem Nicht-Üblichen vorgebildet ist. In diesem Sinne ist er ein Spiegel des unmittelbaren Lebens. Aber er kann diese Aufgabe nur meistern, indem er den jeweiligen Ausschnitt der Wirklichkeit, den er vorführt, perspektivisch zur Totalität des Daseins ergänzt. Was einst für die Malerei die Entdeckung der Gesetze des perspektivischen Zeichnens bedeutete, das bedeutet für die filmische Spiegelung der Welt die Kunst der Montage. Der Sinn der Perspektive zeigt sich hier ungeheuer erweitert: im Film wird nicht allein die räumliche Tiefendimension auf bildhafte Weise zugänglich, sondern rücken auch Vergangenheit und Zukunft zur Gegenwart auf, verweben sich die unsere verschiedenen seelisch-geistigen Vermögen ansprechenden Seinschichten zur Einheit eines optischen Eindrucks, wird das Fragmentarische des dargestellten Geschehens in einen umfassenden Rahmen hineingestellt, der — anders als die bescheidene Kulisse des Theaters — das Ganze des Daseins „durchblicken“ läßt. So kommt das Element des Phantastischen in den von Grund auf naturalistischen Film hinein. Und die entscheidende Rolle des Geschmacks für die filmische Gestaltung besteht eben darin, ein Gleichgewicht zwischen diesen beiden widerstrebenden Tendenzen herzustellen, ein Gleichgewicht, das die perspektivische Vergegenwärtigung dort einschränkt, wo sie ins Wesenlose abzuirren droht, und die „naturgetreue“ Abbildung des Lebens dort eindämmt, wo sie leicht zum Trugbild und zur Frage werden kann. Es fragt sich freilich, ob der Geschmack allein diese Aufgabe auf die Dauer zu bewältigen vermag.

IMPERIALISMUS UND DICHTUNG

Zum Tode Rudyard Kiplings

VON PAUL FECHTER

Siebzigjährig ist Rudyard Kipling, der Dichter des *Kim* und des *Dschungelbuches*, gestorben. Es hat nicht an Nekrologen gefehlt, und in fast allen wurde wieder einmal das Problem des Imperialismus und der imperialistischen Dichtung Englands angeschnitten, deren größter Vertreter in den letzten Jahrzehnten Kipling gewesen ist. Man hat dem Autor der „Seven Seas“ nicht nur seine feindliche Haltung gegen Deutschland vorgeworfen, sondern auch die Grenzenlosigkeit seines Nationalismus, ohne zu sehen, daß Kiplings Schicksal, als Kolonialengländer in Indien geboren zu sein, von vornherein sowohl seine Haltung zum Mutterland wie zum britischen Weltimperialismus bedingen mußte.

Der Imperialismus ist kein Sonderzug im Wesen Kiplings, sondern ein alter, immer wiederkehrender Zug der englischen Dichtung. Friedrich Brie hat in einem ausgezeichnet informierenden Buch diese imperialistischen Strömungen in der englischen Literatur bis zur Gegenwart untersucht, hat gezeigt, wie sie von den Tagen der Reformation bis heute die englische Literatur immer wieder beherrscht haben. Sie ergeben sich aus der Grundlage des Engländer wie aus der Struktur des Britischen Reiches, aus dem Glauben des Engländer, gewissermaßen das Erbe des jüdischen Volkes übernommen zu haben, das auserwählte Volk Gottes zu sein — und sie ergeben sich aus der alten, ruhmvollen Kolonialgeschichte Englands. Brie zitiert in seiner Schrift mit Recht die Ordforder Antrittsrede John Ruskins aus dem Jahre 1870, in der er die Nation aufruft, Kolonien zu gründen und sich soweit wie möglich über die Erde auszubreiten. „Ein Schicksal bietet sich uns jetzt — das höchste, das je eine Nation anzunehmen oder auszuschlagen hatte. Ein Weg des Ruhmes und des Wohltuns öffnet sich uns, wie er noch niemals einer armseligen Schar sterblicher Seelen geboten wurde. Das ist es, was England entweder vollbringen muß, oder es muß untergehen: es muß, so schnell und soweit, wie es kann, Kolonien gründen, die gebildet sind aus seinen energischsten und würdigsten Menschen, muß jedes Stück fruchtbaren, unbebauten Bodens ergreifen, auf den es seinen Fuß setzen kann, und muß seine Kolonisten lehren, daß ihre erste Tugend die Treue zum Heimat-

lande sein müsse und ihr erstes Ziel, die Macht Englands zu Wasser und zu Land zu vermehren, und daß sie sich, obwohl sie auf einem entfernten Stück Erde leben, ebensowenig als getrennt von ihrem Heimatlande zu betrachten haben, wie die Seelente auf Englands Flotten dies tun, weil sie auf entfernten Meeren fahren.“

In dieser Rede werden beide Elemente des englischen Imperialismus sichtbar: die Kolonialidee und die fast religiöse Bindung an das Mutterland und das eigene Volk. Es ist ein historisches Paradoxon, daß bald nach der Zeit, in der diese Rede gehalten wurde, Bismarck das berühmte Wort vom saturierten Deutschland spricht: der geschichtliche wie der Wesensgegensatz der beiden Nationen wird damit eindeutig klargelegt. Zugleich aber wird auch klar, warum in der deutschen Literatur das imperialistische Element so gut wie ganz fehlen muß. Den deutschen Dichtern fehlten die Voraussetzungen eines bewußten Willens zur deutschen Weltgeltung und zu seiner Verkündung, weil seit dem Versinken der Hanse und dem Ausklingen der Kämpfe zwischen Spaniern und Niederländern dem Reich selbst der Wille zu einer Weltgeltung außerhalb des eigentlichen Reichsraumes, zum Fußfassen in den Erdteilen jenseits der Meere gefehlt hat. Als mit dem neuen Reich von 1870 zum erstenmal seit den Tagen des Großen Kurfürsten der Kolonialgedanke wenigstens in kleinen Kreisen Wurzel zu fassen beginnt, als Südwest- und Ostafrika deutscher Besitz werden, steht die Nation und mit ihr die Literatur vor etwas völlig Neuem und darum abseits, während England seit Jahrhunderten sein Reich in Übersee besaß und die englische Welt draußen in Amerika, in Indien, in Afrika für Tausende Heimat und Ziel der Sehnsucht war, Stätte von unzähligen Erinnerungen der Familie, der Freunde, an Kämpfe und Siege Englands. Der englische Imperialismus ist geboren aus dem insularen Selbstbewußtsein des Engländer und aus dem Volksgefühl für Weltgeltung, das ganz selbstverständlich seinen Ausdruck auch in der Dichtung finden wollte. Das Fehlen des Imperialismus in der deutschen Literatur, sein Ersatz durch die Hinneigung zu dem, was Goethe Weltliteratur nannte, beruht auf dem Fehlen deutscher Außenbezirke in der Welt und auf dem daraus sich ergebenden Fehlen einer Volksbeziehung zu diesen Außenbezirken, das wiederum ganz von selbst den Ausfall dieser Themengebiete in der Literatur nach sich ziehen mußte. Es spricht für das Tempo des seit 1870 aufwachsenden Bewußtwerdens der Nation und für die steigende Kraft des größeren deutschen Nationalismus, daß wenige Jahrzehnte nach der Besitzergreifung in Afrika auch bei uns die ersten Ansätze zu einer Kolonialdichtung und damit die ersten blassen Linien einer vorgeahnten deutschen Dichtung mit imperialistischen Zügen sichtbar werden. Gustav Frenssen genießt den Ruhm, mit seinem Peter Moor von 1907 die Reihe der dichterisch wertvollen Bücher aus der deutschen Überseewelt eröffnet zu haben. Dann kam Frick von Unruh mit seinen „Offizieren“, dem ersten deutschen Drama, das unter den Offizieren einer deutschen Schußtruppe spielte; Liliencrons „Pocahontas“ ging noch in der Welt des englischen

und amerikanischen Koloniallebens vor sich. Der erste aber, in dessen Dichtung ein Schein von deutscher Weltgeltung aufleuchtete, von der Sehnsucht nach einer Gleichstellung des Deutschen neben dem Engländer und nach freiem deutschen Land draußen in der Weite der Welt, ist Hans Grimm. Er brachte die inneren wie die äußeren Voraussetzungen zu solcher Arbeit mit: den Glauben an das Herrenrecht, das der Deutsche ebenso besitzt wie der Engländer, die lebendige Kenntnis des Koloniallebens draußen — und den Willen zu einem Deutschland mit Raum in Übersee, den Willen zum Raum für dieses Volk ohne Raum. Die Dichtung Hans Grimms ist bis heute alles, was wir neben die englische imperialistische Dichtung zu stellen vermögen.

In einem freilich ist Kipling dem Deutschen überlegen, darin nämlich, daß er das englische Land draußen im fremden Weltteil schon als seine Heimat, als Welt seiner Kindheit erleben, den fremden Boden als seinen eigentlichen empfinden konnte. Kipling ist unter den Dichtern des 19. und 20. Jahrhunderts der schärfste, betonteste Imperialist, weil er nicht erst vom Mutterland nach draußen kam, sondern draußen in Indien geboren und aufgewachsen, erst als Knabe England, die Zentrale des Empire kennenlernte. Für ihn ist das Dominion, die Kolonie, Heimat und eigentliche Welt: die Romantik der Ferne liegt für ihn über England. Bombay ist seine Vaterstadt, und die eigentliche Bodenbindung, die wirkliche, unmittelbare Beziehung zum Land und zur Welt des Landes, hat er in Indien. Es ist einer der sinnvollen Scherze des Schicksals, daß es den Knaben Kipling auf die Militärschule in Devonshire kommen läßt, die den Namen Westward Ho führt — nach Kingsleys berühmtem Roman, der die Reihe der englischen imperialistischen Romane der neueren Zeit eröffnet. Kipling wächst auf der Schule auf, in der die Tradition des Verfassers der englischen Lusiaden, wie man Westward Ho genannt hat, lebendig war. Seine Knabengeschichte von Stalky und Co. zeigt den Geist, der ihn dort umfing, nur zu deutlich. Das Buch ist für die Kenntnis der englischen Führerschicht wichtiger als viele andere, weil es das Wesen der werdenden Männer, ihren eingeborenen schweigenden Nationalismus zeigt, ihre wortkarge Anständigkeit vor den Symbolen der eigenen Nation und ihre unbekümmerte Rücksichtslosigkeit in der Vertretung der eigenen Interessen als Personen wie als Engländer. Kipling war in Indien geboren und war ein Mensch des Schreibens: der junge Mann mit dem Spitznamen „Käfer“ in Stalky ist ein Selbstporträt; beides brachte ihn zu den Überbetonungen, gegen die sich zuweilen sogar seine Landsleute aufgelehnt haben. Die Haut, die ihn gegen die Berührung mit der Welt schützte, war nicht eben sehr fest: er wußte um Fähigkeiten des Erinnerns weit über sein eigenes Leben hinaus und sah sich gelegentlich als seinen Doppelgänger sich selber gegenüber sitzen. Darum aber betont er in seinen Geschichten das imperialistische Ideal harter Männlichkeit zuweilen mehr, als es die lebendigen Verwirklicher dieses Ideals je zu tun brauchen, und darum legt er auf das Wort und die Idee England Akzente, wie sie so wichtig selbst die Aktivisten des Imperialismus wie Cecil Rhodes kaum angewendet haben. Kiplings Heimat

ist Indien; so wird England für ihn schon betonte Heimat. Sein Beruf ist Schreiben; so bekommen die Menschen des handelnden Imperialismus bei ihm Züge, die über die Realität hinausgehen, betonter Imperialismus werden. Er ist viel realer als seine Vorgänger: die Ideen des alten Imperialismus, werden bei ihm ersetzt durch den einfachen Katechismus des Right or Wrong und einen schlichten Landegoismus. Aber diese betonte Simplizität ist im Grunde eine Folge seines dichterischen Reichtums. Um ihn nicht gewissermaßen störend sichtbar werden zu lassen — denn Dichterisches gehört im Grunde in ganz andere als männlich militaristische Regionen — stellt Kipling seine Offiziere und Soldaten härter und gefühlloser hin, als die früheren es taten, läßt er das Menschliche oft hinter dem Englischen entschweben. Der Imperialismus Kiplings ist ein Schild, den er sich vorhält, weil sein eigentliches Wesen oder zum mindesten vieles in seinem eigentlichen Wesen sehr anders war, als er selbst sich gesehen wissen wollte.

Das Entscheidende an der Erscheinung Kiplings ist nämlich nicht sein Beitrag zur Dichtung des Imperialismus, so wichtig und politisch aufschlußreich vieles auch an diesem Teil seines Werkes ist. Das Wesentliche an ihm ist seine Kraft als Dichter, seine Gabe, unmittelbar vom Tage aus die Welt zu durchleuchten und transparent zu machen. Rudyard Kipling war Engländer, bewußter Engländer, aber in Indien geboren, gebunden an den Boden des geheimnisvollen Landes; so mußte sein Werk da, wo er sich seiner dichterischen Anlage ohne absichtsvolle Zwischenschaltung überließ, Dichtung dieser eigentlichen Heimat seines Wesens werden. Nicht umsonst ist das Dschungelbuch am weitesten verbreitet: der Geist des indischen Dschungels, die Welt, in der der Mensch im Kampf mit den Tieren der Wildnis sich auf seine eigensten, untersten Instinkte besinnen muß, in der er wie Mowgli, der mit den Wölfen aufwuchs, seine letzten animalischen Fähigkeiten beschwören muß, um sich durchzusetzen, ist von niemand so unerhört gefaßt und gestaltet wie von Kipling. Nicht umsonst ist daneben Kim, die Geschichte von dem Jungen, der mit dem weisen, alten Lama durchs Land zieht, sein populärster Roman: die Landschaft Indiens mit ihrer Größe und ihren Wundern ist hier mit einer Liebe hingestellt, wie sie nur einer aufbringen konnte, dem dies Land eben Heimat war. Hier spricht trotz aller Abenteuer und Spionaged Geschichten der Dichter Kipling, und der ist trotz allem stärker als der bewußte Imperialist. Gewiß: die indischen Soldatengeschichten um Mulvaney und seine beiden Freunde sind wunderbar, von einer harten, grotesken, ewigen Männlichkeit. Aber weit über diese Geschichten erheben sich die kleinen Erzählungen, in denen Kipling sein Wesen ohne vorgehaltenen Schild sprechen läßt: das „Wunschhaus“ mit dem wunderbaren Tiefsinn des Einfalls vom stellvertretenden Leidenkönnen der Liebe, die „Schönste Geschichte der Welt“, in der die Realität allen Halt an der Zeit verliert und seltsam mit fernster Vergangenheit durcheinanderschwanken muß. Er war ein Journalist und wollte ein Journalist sein in dem Sinne, daß er reiste und schrieb und immer vom nächsten Gegenwärtigen ausging: sobald er sich aber dabei seinem Wesen

überließ, wurde die Welt seines Journalismus ganz von selbst durchsichtig und offenbarte geheimnisvoll ihren Sinn, in dem dann meist wenig von Imperialismus zu finden war. Er wollte in Puck of Pookshill ein Kinderbuch schreiben, ein Gegenstück zu Selma Lagerlöfs Nils Holgersen, um neuen Generationen die alte Geschichte Englands nahe zu bringen — die Zeit, da Stonehenge noch neu war — und er nahm als führendes Prinzip einen Sommernachtsstraumeinfall so reizend und graziös, daß die ganze Geschichtsrekapitulation leuchtend davon überstrahlt wird. Aus allem spricht ein Mann einer selbstverständlichen Verbundenheit mit der Welt seines Landes und eines natürlichen Glaubens an Recht und Größe und Macht seines Landes — aber ein Mann, der in sich trotz allem noch ein Reich trägt, das nicht nur von der Welt dieses Landes ist. Der Auslandsengländer Kipling ist der große Prophet Englands und seiner Soldaten, seiner Männer und seiner Mission: er verkündet seinen Glauben mit den sehr einfach und männlich behandelten Gaben und Mitteln eines großen Dichters. Der Imperialismus Kiplings und im Bunde mit ihm der Haß gegen die Deutschen, in den sich bei ihm bereits Merediths ängstliches Mißtrauen gegen das Reich — etwa im Harry Richmond — verwandelt hat, sind nur eine Seite seines Wesens. Man soll sie weder übersehen noch abstreiten wollen; aber man soll nicht vergessen, daß dies Willens-, nicht Wesensphänomene sind. Das Wesen Kiplings enthüllt sich da, wo man an den Dichter in ihm rührt, der neben und oft über Hamsum der größte der europäischen Welt in den letzten Jahrzehnten gewesen ist.

Im Kampfe um ein Ehrenmal der Nation

UNBEKANNTE BRIEFE AN WILH. HEINR. RIEHL
ZUR GRÜNDUNG DES GERMANISCHEN MUSEUMS
IN NÜRNBERG

MITGETEILT VON WALTER KRIEG

Hans Reichsfreiherr von und zu Aufseß ist längst beim Volke vergessen; das ist keine Undankbarkeit, denn sein Werk, das Germanische Museum in Nürnberg, ist etwas natürlich Gewachsenes im deutschen Volke geworden, Ausdruck und Denkmal unseres Kulturverdens. Mannhaft hat er gestritten für seine Sache, die er „aus reiner Liebe zum Vaterlande und zur Wissenschaft auf sich genommen hat“, es galt ihm „die Ehre und Einheit Deutschlands“. Unablässig drängt darum der Einundfünfzigjährige den jungen Redakteur der Cottaschen „Allgemeinen Zeitung“ zu Augsburg, W. H. Riehl,

immer findet er neue Anknüpfungspunkte in seinen Briefen, zeigt er andere, reizvolle Perspektiven an seiner Arbeit auf, unermüdlich ist er im Mahnen. Einmal läßt er den Schwiegersohn erinnern, das andere Mal diktiert er Frau oder Tochter einen Brief und unterschreibt ihn mit zitternder Hand auf dem Krankenbett, ohne Raß und Ruhe lebt er mit seiner Umgebung für das Werk; und in schöner Dankbarkeit öffnet dieser deutsche Edelmann vier Jahre nach dem Siege dem zum Freunde gewordenen Kampfgenossen sein Herz, indem er ihm die Widmung eines Heftes seiner Lieder anträgt.

Die Blicke von Millionen Menschen aus der ganzen Welt haben ehrfürchtig und lieblosend, schönheitsdurstig und bewundernd auf der Fülle der Gegenstände geruht, die nach dem Plane dieses Einzelnen zusammengetragen und ausgestellt worden sind. Nur wenige wissen um das frühe Schicksal dieser Arbeit, hinter die der Meister und Schöpfer nach der Vollendung still und lautlos zurückgetreten ist. Wie hat er aber bis dahin bitten und betteln, flehen und beschwören, wie die Zeitgenossen einfach zwingen müssen! . . . 1846 legte er seinen Museumsplan der ersten Germanistenversammlung in Mainz vor, und 1852 endlich wurde er von der Altertumsforscherversammlung in Dresden angenommen. Sechs Jahre haben diese Gelehrten gebraucht; „der Troß der Mehrheit verdirbt nur, ohne zu nützen“, sagt dieser Aristokrat wegwerfend, und man spürt etwas von seiner Enttäuschung und seinem Haß über diese Biedermänner und engstirnigen Philister, die zu allen Zeiten nur auf die talentvollen Schaufensterdekorateure und Schaumschläger hereinfallen, und sich instinktiv gegen alles Große wehren, weil sie genau wissen, wie in der Glut eines großen Werkes das bißchen Lackfarbe von ihren blechnernen Seelen schmilzt. Wie herrlich lieft sich der Satz: „Daher habe ich sogar den Aktionären keine Stimme in Sachen des Museums eingeräumt, selbst auf die Gefahr hin, weniger Aktien zu bekommen.“ Man muß diesen Mann schon allein um dieser Gesinnung willen lieben und verehren.

Auffeß war mit Riehl bekannt geworden durch seinen Freund, den Grafen Franz Friedrich Karl von Siech aus Thurnau (1795–1863), den ehemaligen Regierungspräsidenten von Mittelfranken und Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung von 1848, der auch ein großer Gönner des jungen, aufstrebenden Gelehrten und Schriftstellers war¹⁾. Riehl schien wohl der rechte Mann, in der Öffentlichkeit für ein solches Werk seine Stimme zu erheben, obwohl er damals erst neunundzwanzig Jahre alt war. Als er 1854, im einunddreißigsten Lebensjahre, zum Professor der Staatswissenschaften an die Universität München berufen wurde, bewies sich auch für Auffeß in diesem Falle seine glückliche Hand für die Auslese der richtigen Männer. Der junge Rheinhesse (Riehl ward 1823 in Biebrich geboren) ist ein zauberhafter und bezaubernder Mensch gewesen, das weisen nicht nur

¹⁾ Riehl hat ihm eines seiner Bücher gewidmet.

seine Werke aus, sondern noch viel mehr sein Nachlaß an Freundesbriefen¹⁾. Von Hauff und Scheffel, Bluntschli und Carrière, Geibel und Henze, dem Strunwelpeter-Hoffmann und Ludwig Richter, Allmers und Groth, Rochus Freiherr von Liliencron und Gregorovius, Kobell, Liebig, Döllinger, Cybel, Dahn, Chrysander, Pettenkofer und wie sie alle heißen, die dem 19. Jahrhundert ihr geistiges und künstlerisches Gepräge gaben, sind die schönsten Zeugnisse vorhanden, die diesem Mann der unzähligen Wanderfahrten, der musikalischen Charakterköpfe und historischen Novellen, diesem ersten großen Kulturgeschichtler Deutschlands und feinsinnigem volkskundlichen Kopf in einem langen Leben nur werden konnten. Mit den Besten seiner Zeit stand er in engster Fühlung, und die Wirkung seiner Schriften muß – was ja auch die vielen Auflagen beweisen und wir noch bis in unsere Gegenwart hinein verspüren – außerordentlich groß und tiefgehend gewesen sein.

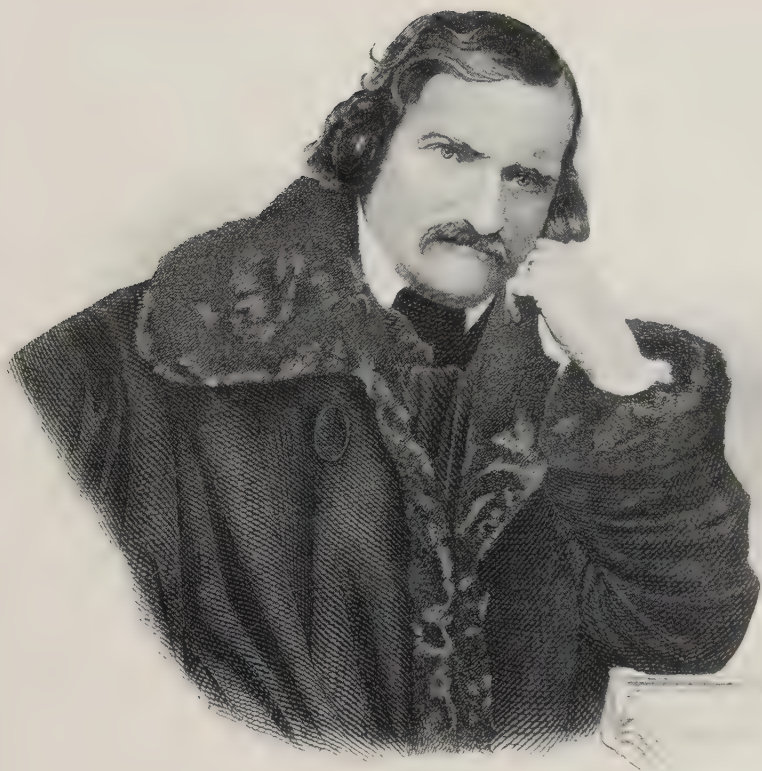
Man wird den Reiz dieser Briefe erst ganz erfassen, wenn man hinter ihnen die Männer sieht, wie sie artig, in altfränkischer Höflichkeit, aber ohne Hintergedanken und frei von Arg ihr Herz ausschütten und für ihre Sache einstehn; wie alles das, was sonst in Briefen leicht zur Phrase wird oder uns wenigstens so erscheinen mag, hier natürlich, treuherzig-einfach und überzeugend gesagt ist. Wenn Aufseß schreibt: „Verehrter Herr und Freund!“, so ist das Ausdruck einer Lebensfreundschaft, des Schönsten, was unter Männern möglich, des Edelsten, was zu erstreben ist. Wir atmen den Hauch freier, offener und männlicher Menschen unseres Blutes, die nichts von der übertriebenen Höflichkeit der kommenden Jahrzehnte wußten, nichts von der zweifelhaften, aber bis zur Virtuosität entwickelten Kunst, mit vielen Worten nichts, oder wenigstens nicht die Wahrheit zu sagen. So können alte Briefe, wie die nachstehend abgedruckten, in ihrer vorbildlichen Gesamthaltung dem Willigen ein Anstoß zur Besinnung sein, wenn er über der „Kunst, Briefe zu schreiben“, die viel edlere Kunst verlernt hat, frank und rechtschaffen, ohne Umschweife zur rechten Zeit das Richtige zu sagen. Der Erfolg des Barons von Aufseß und das Werk Wilhelm Heinrich Riehls beweisen, wie Plan und Werk, Denken und Handeln, Lebensanschauung und Lebensführung, sollen sie segensvoll sein für die Gemeinschaft, für ein Volk, auf eine Wurzel zurückgehen und in einer Gesinnung ihren Ursprung haben müssen.

Nürnberg am Tag der Leipziger Schlacht
18. Oct. 1852.

Verehrtester Herr Doctor!

Indem ich mein Versprechen erfülle und Ihnen Materialien zu einem Artikel in die allgem. Zeitung über das germanische Museum liefere, sehe

¹⁾ Er befindet sich im Besitze der Sammlung Walter Krieg-Berlin, ihm sind auch die hier mitgetheilten Briefe entnommen; zwei Briefe vom 2. Nov. 1852 und 26. Nov. 1852 sind hier fortgelassen, weil ihr Inhalt minder wichtig ist.



Hans Freiherr v. u. zu Aufseß.

ich mich veranlaßt denselben außer dem hier anliegenden instructiven Aufsatze noch einige Bemerkungen beizufügen.

1., Das Unternehmen geht allerdings von einem Einzelnen aus, von mir, der ich weder ein Gelehrter noch ein Gewaltiger noch ein Reicher bin, vielmehr im Verhältnis arm (bei einer Rente von circa 3000 f.¹⁾ u. 11 Kindern); doch halte ich das Unternehmen für eine deutsche National-sache und bin überzeugt, daß wann es einmal Feuer gefangen hat, was hauptsächlich auf die öffentlichen Blätter ankommt, es glücken muß. Überall sind die Nationalmuseen von Privaten ausgegangen; in Deutschland kann dies auf keinem andern Weg möglich seyn, da eine Central-regierung, eine Hauptstadt fehlt, der Deutsche Bund aber nie einig

¹⁾ Gulden.

werden würde wo der Sitz des Museums seyn sollte. Frankfurt wäre wegen seiner Lage nicht recht hiezu geeignet.

- 2., Das Unternehmen kann schon deshalb Anklang finden, weil es einerseits conservativ ist, andererseits aber wenigstens eine Art Einheit Deutschlands repräsentirt. Ubrigens soll es sich nicht auf die dem Deutschen Bund angehörigen Lande beschränken, sondern auch die ehemals zum Deutschen Reich gehörigen Theile mit umfassen. Ich werde mich daher in Gemeinschaft mit dem Collegium der Gelehrten, welche sich als Beisitzer dem Museum angeschlossen haben, nicht nur an die deutschen Regierungen, sondern auch an Frankreich, Rußland, Holland u. die Schweiz wenden. Wir müßten vor allem Postfreiheit, Erlaubnis zur Einsammlung von Aktien und jährlichen Geldbeiträgen erhalten. Was wir noch wollen werden Sie aus den Satzungen § 8 ersehen.

Es wäre nun äußerst fördernd wenn sich namhafte Zeitungen anbieten würden das Museum als Nationalanstalt zu unterstützen, sei es durch Aufnahme von Bekanntmachungen oder Annahme von Offerten Dritter zur Subscription von Aktien u. Beiträgen, wie es z. B. öfters für Verunglückte p. p. geschieht.

- 3., Damit Sie den Gang meines Unternehmens seit 20 Jahren genau kennen lernen, erlaubte ich mir in einem besondern Fascikel Correspondenzen u. Berichte über die verschiedenen Versammlungen, bei denen ich die Sache anregte, beizulegen. Sie werden daraus ersehen, daß die Idee keine neue u. unüberlegte ist, daß aber nur der Weg wie ich ihn jetzt einschlug der richtige ist. Alle Abhängigkeit von Vereinen u. großen Versammlungen ist vom Übel. Die rechten Männer kann man sich herausuchen, der Troß der Mehrheit verdirbt nur ohne zu nützen. Daher habe ich sogar den Aktionären keine Stimme in Sachen des Museums eingeräumt, selbst auf die Gefahr hin, weniger Aktien zu bekommen.
 - 4., Von manchem Kleingläubigen u. Zweiflern habe ich hören müssen, das Unternehmen sei zu ideal, zu großartig, u. ich mag deshalb wohl von Manchem als einen Idealist oder für einen unpraktischen Menschen gehalten werden. Es schien mir daher nöthig, im Fall Sie irgend eine Äußerung über meine Persönlichkeit zu machen haben, Sie so weit es möglich, mit meiner bisherigen literarischen Thätigkeit bekannt zu machen, weshalb ich mir erlaubte Ihnen bis auf die in fremden Journalen aufgenommenen Abhandlungen, meine größeren und kleineren Druckschriften zur Einsicht mitzutheilen, aus denen Sie entnehmen werden, daß ich auch auf das Positive und Spezielle einzugehen weiß u. mich vor dem Trockensten nicht scheue, was schon die Repertorien meiner Sammlung beweisen. Ich lege deshalb auch Friedemanns Zeitschrift bei wo ein Aufsatz über meine Archivausrüstung zu Aufseß zu finden ist. Hiezu könnte ich noch eine große Reihe von Monographien u. Deductionen histor. u. jur. Inhalts aufzählen, die nicht gedruckt worden sind¹⁾. Wer
- ¹⁾ Aufseß war von Haus aus Jurist.



Hans Freiherr v. Aufseß im Kampf mit seinen Widersachern
 Satirische Handzeichnung von W. v. Kaulbach 1865 in der Aufseßschen Familienchronik

so viel wie ich in Detail gearbeitet, darf wohl auch einmal die Augen zum großen Ganzen erheben, ohne als Schwindler zu gelten. Lustschlösser waren nie meine Sache; aber wo etwas Großes ausgeführt werden soll, muß auch sogleich die Anlage groß u. weit seyn. Ein Kölner Dom kann nicht wie eine kleine Kapelle angelegt werden. Wie der Plan dazu entworfen wurde war das Geld zum Ausbau noch nicht beisammen. Er würde nie angefangen noch gebaut worden seyn u. werden, wenn man erst darauf hätte warten wollen.

5., Sie werden es natürlich finden, daß je mehr das Unternehmen gelingt, desto mehr Mißgunst u. Neid bei Manchem erregt wird, die sowohl mir die Ehre des Stifters als Nürnberg das Glück des Besitzes mißgönnen. Darauf bin ich gefaßt; und, wenn ich nicht irre, leuchtet schon aus den Berichten aus Mainz¹⁾ (s. d. Fascikel über d. dortige Versamml.) etwas derartiges hervor.

¹⁾ Dr. Lindenschmit gründete 1843 in Mainz die Gesellschaft zur Erforschung der rhein. Geschichte und Altertümer und war 1852 als Konservator der Gesellschaftssammlungen die treibende Kraft bei der Gründung des Röm.-Germanischen Zentralmuseums in Mainz, dessen Leiter er dann wurde. Die Pläne des Baron v. Aufseß störten ihn, denn im Gegensatz zu A. sah er ja die Römische Kultur als der Erforschung besonders wert an. Heute noch haben wir in der gesamten Altertumskunde gegen diese unselige, von L. propagierte Forschungsrichtung anzukämpfen, und Kosjmina war es, der den scharfen Trennungsstrich zog zwischen der Mainzer Schule und einer germanisch-völkischen Vorgeschichtswissenschaft.

So lege ich denn die Sache, die ich aus reiner Liebe zum Vaterlande u. zur Wissenschaft auf mich nahm, an Ihr Herz u. empfehle sie vertrauensvoll dem Schutze u. der Fürsprache Ihres Blattes, des ersten und verbreitetsten Deutschlands. Es gilt hier die Ehre, die Einheit Deutschlands, die dieses Blatt, die Sie von jeher zu fördern bestrebt waren.

Nach gemachtem Gebrauch erbitte ich mir die mitgetheilten Papiere u. Druckschriften zurück. Graf Siech, der gestern bei mir war, läßt Sie bestens grüßen, so wie ich mich Ihnen hochachtungsvoll empfehle als

Ihr

ergebenster

H. v. Aufseß.

Nachträgl. fällt mir bei daß es für Sie vielleicht erwünscht seyn dürfte wenigstens Einiges aus den Sammlungen des Museums kennen zu lernen. Daher sende ich noch das Verzeichniß der Akten des Archivs, der Handschriften d. Bibliothek u. einige Zeichnungen (Umrisse) aus der Kunst- u. Alterth. Sammlung mit.

Nürnberg den 3. Dec. 1852.

Verehrtester Herr Doctor!

Obgleich ich noch nicht persönlich die Feder führen kann, so drängt es mich doch Ihnen für Ihren gestrigen Trostbrief, zu danken, zugleich Ihnen nachträglich noch zu den Umrissen des Museums einige Zeichnungen zu liefern, die Sie gefälligst den übrigen in der Mappe beifügen wollen. Da mir Fräulein Bockholz¹⁾, die einige Abende bei mir zubachte und mich Kranken mit ihrem Gesang erquickte, sagte, daß Sie besonderes Interesse an der Geschichte der Musik nehmen, so dürfte es für Sie vielleicht von Interesse sein die musikalische Seite des Museums etwas näher kennen zu lernen, weshalb ich Ihnen mit dieser Sendung noch zur Einsicht vorlege:

1. Den Blatt-Catalog über die Musikalischen Werke (142 St.).
2. Die Übersicht über die Lieder-Anfänge, nebst einem Blatt aus dem Partitur-Catalog, um zu sehen, wie ein solcher beschaffen.

Es ist Aufgabe des Museums, diesen Partitur-Catalog nach und nach zu ergänzen aus den Werken anderer Sammlungen, so daß am Ende eine Kenntnis sämtlicher weltlicher und geistlicher Gesänge möglich wird. Ueberhaupt ist es weniger Aufgabe des Museums, wenigstens für die erste Zeit, selbst zu sammeln, als Repertorien anzulegen in überschaulichster und nutzbarster Weise.

Meine Mittheilungen bitte ich sobald Sie derselben nicht mehr bedürfen, mir gefälligst zu weiterem Gebrauch wieder zukommen zu lassen. In vollkommener Hochachtung beharrt Euer Wohlgeborn ergebenster

Aufseß.

¹⁾ Die bekannte Sängerin Bockholz-Falconi, Freundin von Richls Frau.



Raum im Tiergärtnerorturm, in dem ein Teil der Sammlungen nach der Gründung des Germanischen Museums einstweilen untergebracht war

Nürnberg am 25 Mai 1853.

Verehrtester Herr und Freund!

Wie beneide ich Sie, daß Sie das schöne Grün und die Blüthen meiner Heimath genießen können, während ich hier im Nürnberger Sande unter der Last der Geschäfte verschmachten möchte! Seit Sie hier waren ist im Museum viel geschehen. Um nicht lang schreiben zu müssen u. Ihnen doch alles genau mitzutheilen, gebe ich Freund Siech alles was wir drucken und ausgeben ließen mit u. bitte es zu behalten u. seiner Zeit zu benutzen.

Gotta¹⁾ schreibe ich u. bitte ihn die Bekanntmachung gratis in die allg. Zeitung aufzunehmen. Morgen gehe ich nach Coburg, da der Herzog mich wegen des Museums zu sprechen wünscht. Das Nähere später.

Mit dem Deutschen Bund geht es gut. Prokisch u. Bismark-Schönhausen sind sehr für uns, die übrigen werden nicht dagegen seyn.

Gut könnte es seyn über die Eröffnung der Sammlungen u. der Bureaus des Museums für das Publikum, die nächste Woche geschieht in d. allg. Zeitung einen Artikel zu lesen wobei auch die Zeitschrift etwas zu berühren wäre.

¹⁾ Verleger der „Allgemeinen Zeitung“, Augsburg, Niehls Chef.

Die illustrierte Zeitung¹⁾ hat 6 Abbildungen der Lokalitäten des Mus. zeichnen u. in Holz schneiden lassen u. will einen großen Artikel über die Sammlungen bringen, den Dr. Nehlen oder Dr. Fr. Maier schreibt. Beide wollen u. haben den Auftrag von der Redaction.

Mich Ihrer Frau Gemahlin bestens empfehlend u. unter herzlichsten Grüßen

In Eile! . .

Ihr ergebener

H. v. Aufseß.

Verehrter Herr und Freund!

Verzeihen Sie, wenn ich Sie mit einer kleinen Bitte belästige. Bei Gelegenheit, daß ich wieder ein Hefchen meiner Lieder herausgeben will, wünschte ich Ihre großen Verdienste um die Wiederbelebung der deut. Hausmusik²⁾ durch eine Widmung nach schwachen Kräften zu ehren u. dem Publicum bekennen. Ob Ihnen jedoch dies angenehm ist, ob meine Lieder nicht zu gering sind ob ich aus ihnen die passenden gewählt habe? Dies müßte ich Ihrer eigenen Entscheidung anheim stellen. Deshalb erlaube ich mir Ihnen meine Auswahl von 6 Liedern, zum Abdruck bestimmt, vorzulegen, dann aber noch 2 Hefte meiner Lieder, worin sich auch andere befinden, zur Prüfung, ob nicht darunter welche sind, die Ihnen passender erscheinen, als die von mir gewählten. Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin³⁾, der ich mich bestens empfehle, wird Ihnen hierin gewiß gerne beistehen, um Ihre Zeit nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen.

Mitte dieses Monats gehe ich nach Leipzig u. wünschte die Auswahl mitzunehmen, um sie einem Verlag zu übergeben; weshalb ich mir die Bitte erlaube mir gütigst zuvor Ihre Meinung u. Erlaubniß mitzutheilen. Da ich mir nicht das Geringste auf meine Kunst einbilde, so bitte ich bei Ertheilung oder Nichtertheilung der letzteren ganz ungeniert zu verfahren. Meine Lieder sind mehr Natur- als Kunstprodukte, wie meine Dichtungen auch. Da mein ältester Sohn in München ist, so empfehle ich ihn Ihrer freundlichen Aufnahme, wie ich mich selbst Ihrer ferneren Freundschaft und Güte, der ich hochachtungsvoll bin

Ihr

ergebener

H. v. Aufseß.

Nürnberg 2 Nov. 1856.

¹⁾ Bei J. J. Weber in Leipzig noch heute erscheinend und damals durch reichliche Verwendung von Illustrations-Holzschnitten besonderes Aufsehen erregend; galt als beste illustrierte Zeitung des gebildeten Deutschlands.

²⁾ Niehl hatte 1855 seine „Hausmusik“ erscheinen lassen, der dann 1877 „Neue Lieder für das Haus“ folgten, und über „Musikalische Charakterköpfe“ (1852—1878) geschrieben.

³⁾ Geb. Bertha von Knoll, war bekannt und geschätzt als Sängerin.

Ein Tal verwandelt sich

VON HANS STEIN

Wenig oberhalb meiner kleinen Heimatstadt Lauterberg im Harz liegt das Tal. Wie fast alle größeren Täler des Gebirges erstreckt es sich nicht geradlinig, sondern seine Richtung immer wieder ändernd und hier sich stark verengend, dort sich kesselförmig erweiternd, bis zur Brockenähe empor. Ringsumher drängen sich Rücken an Rücken die bewaldeten Berge, überragt von einem besonders hohen Kamm mit freiem, steilem Gipfel. Dieser etwas zurückliegende Berg hat ein erhabenes, hoheitsvolles, ja, ein wirklich königliches Aussehen. Und doch war es vor wenigen Jahren noch möglich, daß man ihn gar nicht richtig entdeckte, da jenes tief zu seinen Füßen gelegene Tal damals noch so viel Reize vorwies, daß es die Aufmerksamkeit des in ihm entlang pilgernden Wanderers zumeist voll für sich in Anspruch nahm.

Leicht gewellte, oft weit bis in die Seitentäler hinaufreichende Wiesen bedeckten seinen Grund. Mitten darin entlang führte eine Straße. Sie wurde gesäumt von zwei Baumreihen, die im Frühjahr ein wunderbar zartes Grün trugen, die im Sommer reichen Schatten spendeten und im Herbst über und über mit leuchtend roten Beeren behangen waren. Klar und munter im felsigen, geröllreichen Bett schäumte ein kleinerer Fluß abwechselnd auf dieser und jener Seite des Tales hinab, sein Rauschen erfüllte es weithin. Vielerlei Buschwerk, roter Fingerhut und Heidekraut, an den Hängen sich wechselvoll hinaufziehend, ein alter, den Fluß eine Strecke hin begleitender, richtiger Fichtenurwald sowie weiter Mischwald und unabsehbarer, über alle Berge ringsumher sich ausbreitender Buchen- und Fichtenhochwald – alles dies neben einer Fülle fesselnder Einzelheiten gab ihm sein besonderes Gepräge. Kein Zweifel, es war ein Tal mit vielen außerordentlichen Reizen, bunt und anmutig und immer wieder mit neuen Ausblicken und Überraschungen. Wer mochte ernstlich daran glauben, daß es sich im Laufe weniger Jahre so völlig verändern sollte?

Es begann damit, daß der Wald im Tal und an den Hängen hinauf bis zu einer bestimmten Höhe abgeholzt wurde. Wenig später schon setzten mehrere Arbeiterkolonnen mit dem Bau einer neuen breiten, am Berghang entlang führenden Straße ein. In kurzer Zeit auch entstanden langgestreckte



Ein friedliches Tal; Wiesengrund und Waldberge

Wohnbaracken aus Holz. Nach und nach kamen große, schwere Maschinen, Feldbahnlokomotiven, Wagen, Schienen, Schwellen und anderes Material mit der weiter unterhalb fahrenden Eisenbahn an, und zugleich damit rückte ein ganzes Heer von Menschen in unser Tal ein. Vorbei war es plötzlich mit seiner Beschaulichkeit. Schon nach wenigen Monaten bot es mir einen Anblick, der mit aller zugehörigen Unruhe in solchem Gegensatz zu seinem ursprünglichen stand, daß ich heute, nachdem wieder Ruhe dort eingekehrt ist, wie an einen großen, seltsamen Spuk daran zurückdenke.

Explosionsschüsse und schrille Pfliffe hallten in vielfachem Echo durch die Berge. Mannigfaltiger tobender und verworrener Lärm von Maschinen und Menschenstimmen drang aus dem von Dampf und Rauch erfüllten Grunde herauf. Große Bagger, wahre Ungetüme, fraßen dort mit mächtigen Stablgelassen die mit Steinen vermengte Erde fort und spien sie polternd in zahlreiche bereitstehende Wagen wieder aus. Wie Tausendfüßler bewegten sich lange, mit kleinen, fauchenden Lokomotiven bespannte Züge in einem Gewirr von Schienen hierhin und dorthin. In ständiger Folge brachten sie riesige Bodenmengen an eine enge Stelle des Tales, wo jetzt ein breiter Erdwall langsam emporwuchs. Hoch in der Luft, genau über der Dammitte, war in weitem Schwung ein Kabel gespannt, an dem eine Laufkette mit einem Förderkasten entlang rollte. Wie eine Spinne, die sich an ihrem Faden unermüdlich hinaufzieht und hinabläßt, so beschrieb dieser Kasten immer wieder den gleichen Weg zwischen einer am Berghang liegenden, grau überpuderten Zementfabrik und der Stelle, wo die Kernmauer des Dammes gebaut wurde und wo das Gewimmel arbeitender Menschen am größten war.



Der Wald fällt, die Wiesen schwinden

Ein junger Ingenieur, mit dem ich damals oberhalb des Staubeckens entlang ging, führte mir begeistert alle Vorteile an, die künftig durch die Regulierung des Hochwassers, durch bessere Wasserversorgung des Mittel-landkanals, durch Elektrizitätserzeugung und zur Zeit auch durch Vinderung der Arbeitslosigkeit gewonnen würden. Mit Eifer fuhr er fort: „Was denken Sie übrigens, wieviel Leute hier beschäftigt werden? Manchmal sind es fast tausend zusammen.“ Und er zögerte auch nicht, sie mir alle aufzuzählen, die vielen ungelernten Arbeiter, die Ingenieure und Maschinisten, die Schlosser und Schmiede, die Spreng- und Wegemeister, Holzfäller, Fuhrleute und andere. Seine Trümpfe waren ihm sicher. Was war dagegen einzuwenden? Sah ich nicht selbst einige Jahre zuvor noch, wie das Hochwasser Wiesen und Felder, Gärten und Straßen überflutete, wie es Brücken forttrieb und Häuser zerstörte? War es nicht klar, daß viele Anlieger des Flusses, daß die Arbeiter, die wieder Verdienstmöglichkeiten fanden, und die Ladenbesitzer des Städtchens, die bessere Geschäfte machten, die Talsperre willkommen hießen? Gab es neben ihnen nicht genug Menschen, die ohne einen Vorteil zu haben, sich bedenkenlos dafür begeisterten – Kinder der neuen Zeit mit einem unbegrenzten, ja verwegenen Glauben an die Technik? —

Doch natürlich gab es auch Menschen, die ganz anders davon berührt wurden. So waren einige Förster und Jäger über den Verlust des Waldes und der Jagd verstimmt, so bedauerten Holzfäller und kleine Bauern das Schicksal ihrer alten Hütten und Wiesen, und so tat es vielen, besonders ärmeren Leuten leid, künftighin kein Leseholz, kein Futtergras und keine Beeren und Pilze mehr an den gewohnten Stellen des Tales suchen zu

können. Hinzu kamen andere, die weder einen Vorteil noch einen Nachteil erfuhren, denen das alte Tal aber so ans Herz gewachsen war, daß sein Verlust keineswegs durch den Gewinn eines großen Sees aufgewogen wurde.

So war es für diese, die Einheimischen, die von der Talsperre gar nicht soviel wissen wollten. Gewiß hätten manche von ihnen die vielen fremden Menschen, die in das Tal eindrangen, fragen mögen: „Was habt ihr eigentlich in unseren Bergen zu suchen? Warum wollt ihr auch hier alles nach euren modernen Anschauungen richten, was uns so, wie es war, doch am besten gefiel?“ – Denn sie glauben so etwas wie ein Unrecht darauf zu besitzen, daß in ihrer prächtigen Heimat nichts verderben wird. –

Doch auch mancher fremdstämmige sommerliche Gast meiner Harzheimat war keineswegs erbaut von der großen Veränderung des Tales.

In den ersten Baujahren trieb ein älterer Kuhhirte seine Herde noch an jedem Morgen in den oberen Teil der Talsperre hinaus. Ich traf ihn damals, nur wenige Tage später als jenen Ingenieur, auf der neuen Straße, wie er mit seinen braunen Tieren zwischen den Geleisen, zwischen Schuppen, Maschinen und Wagen nur schwer vorwärts kam, während der mannigfache Lärm seine Zurufe fast erstickte. Als die schlimmste Stelle hinter uns lag, schalt er ärgerlich: „Das ist kein Vergnügen mehr hier oben! Zuerst nehmen sie uns die Weiden fort, dann nehmen sie uns alle Ruhe und verpesten uns noch dazu die gute Luft. Ich will doch froh sein, wenn das ein Ende hat.“

Die Riesenarbeit des Talsperrenbaues aber verlangte ihre Zeit. Erst drei Jahre nach ihrem Beginn war der ganze Spuk wieder verschwunden. Aber wie sah jetzt alles aus? Der Damm war emporgewachsen, wie ein Bergrücken das Tal durchquerend. Von seiner Krone aus sah ich tief in den baumlosen, enstellten Grund hinab. Die Erde hatte dort, an einem ihrer schönsten Plätze, eine große, häßliche Wunde empfangen. Überall war sie zerwühlt. An vielen Stellen trat der nackte Fels zutage. Wasser floß in Bächen und zahllosen Rinnsalen adernförmig hinab und stand in Lachen umher. Ehemalige Waldwege waren bloßgelegt und harrten nun in öder, stumpfer Verlassenheit. Tief im Tal entlang zog sich, ihrer beiden Baumreihen nun beraubt, die alte, vereinsamte Straße. Nur der obere Abschnitt des Beckens war noch unberührt. Mancherlei Buschwerk und Jungholz, mit Wiesenplänen abwechselnd, stand dort unversehrt umher. Ein paar Brücken und Stege waren dort geblieben, doch ohne Sinn und Zweck nun, als warteten sie auf eine mitleidige Hand, die sie endlich abreißt. Am Fuß des Dammes wurde jetzt mit dem Bau eines Kraftwerkes begonnen. Unmittelbar darunter war inzwischen ein kleineres, nur wenige hundert Meter langes Staubecken entstanden, das sich bereits mit Wasser gefüllt hatte. Ein ganzes Heerlager von Feldbahnwagen, Lokomotiven und Baggern, von Schienen, Schwellen und anderem Material aber hatte an der Seite der neuen Straße und auf einigen Sammelplätzen Aufstellung gefunden. Alle diese Maschinen und Geräte waren jetzt verbraucht und abgenutzt und harrten nur noch auf



Auf der nackten Talsole beginnt der Bau



Die Mauer wächst. Eine neue Straße entsteht oben am Waldhang

ihren Abtransport. Und still, sonderbar still war es wieder in unseren Bergen geworden. Überall wurde aufgeräumt. Einen traurigen Anblick aber bot der weite, verödete Talgrund, der noch auf seine letzte Verwandlung wartete. Schon hatte sich vor dem Damm eine kleine Wasserfläche gebildet, die langsam größer wurde.

Ein Jahr später endlich hatte sich in diesem Tal wieder manches zum Vorteil verändert. Kaum etwas von dem Ursprünglichen war geblieben, aber es hatte doch wieder einen bestimmten Reiz erhalten. Zu dem weiten Wald und zu den großen Formen der Berge war ein neues Element hinzugetreten und hatte entscheidenden Einfluß auf sein Aussehen genommen. Von der Höhe des Dammes aus sah ich jetzt auf einen See hinab. Schon füllte er das weite Becken bis zur halben Höhe an. Zwar immer noch zogen sich darüber die abgeholzten Uferhänge als ein unschöner Rand bis zur Straße empor. Doch der häßliche Talgrund war bereits im Wasser verschwunden. Jenes am Fuße des Dammes gelegene Kraftwerk, ein einfacher, mittelgroßer Bau, war vollendet. Ein Summen und Schlagen verriet mir, daß es schon in Betrieb war. Hohe eiserne Masten führten mit langen Drähten den Strom über die Berge ins Land hinaus. Inzwischen war auch eine zweite, das Staubecken umfassende Straße entstanden.

Diese neue, glatte, untadelig gebaute Straße! Über eine Stunde weit führt sie in Schlangenlinien am Rande des Staubeckens entlang. Aber wie fremd sieht sie noch in ihrer Umgebung aus? Die vielen angeschütteten Erdmassen und die Einschnitte in die Berglehnen wirken störend neben dem ausgedehnten Wald und den runden und gewellten Formen der Berge. Doch es gibt Stellen auf ihr, wo sie dem Wanderer ihre besonderen Reize offenbart. Das ist da, wo sie in kühnen Schleifen und Kurven um die Bergvorsprünge herumführt, wo man plötzlich wie auf eine hohe, freie Kanzel hinaustritt und das Tal mit dem See und die bewaldeten Berge dahinter überraschend vor sich liegen sieht. Oder es ist dort, wo sie weit in die Seitentäler einbiegt und unerwartet tiefe Einblicke in ihre Abgeschlossenheit gibt.

Als ich diese Straße verließ und über eine Wiese zum Seeufer hinabschritt, machte ich plötzlich eine seltsame Entdeckung. Ich sah, wie das Gras rings um mich her von zahllosen Mäuselöchern und Gängen durchbrochen war, wie es von Heuschrecken, Käfern und Spinnen geradezu wimmelte. Ohne Zweifel waren alle diese kleinen Tiere vor der ansteigenden Flut geflüchtet, um sich nun, auf dem zwischen Wasser und neuer Straße gelegenen schmalen Wiesengürtel in großen Massen zusammenzudrängen.

Einige Zeit darauf hatte ich das Ende des Sees erreicht, wo sich mir jetzt ein trauriges Bild bot. Weite Grasflächen, die sich wenige Monate zuvor noch dort ausbreiteten, waren nun vom Wasser überflutet und verdarben. Junge Bäume und Sträucher standen in großer Zahl abgestorben darin. Zum Teil trugen sie an den obersten, aus dem Wasser ragenden Zweigen noch wenige grüne Blätter. Von einer Steinbrücke war nur das



- Langsam steigt das Wasser

Geländer noch zu sehen. Hier und dort führten Wege von den Hängen herab, um plötzlich im Wasser unterzutauchen. Als ein langer Schatten war die alte Talstraße noch eine Strecke weit darin erkennbar. Doch immer noch lag der obere Abschnitt des Staubeckens unberührt vor mir. Der Fluß rauschte und schäumte dort ungehindert in seinem alten Bett hinab. Junge Fichten standen in Gruppen mit grünen Grasflächen abwechselnd dort umher. Im Hintergrund und zu den Seiten stiegen die alten, mit dunklem Fichtenwald bedeckten Berge neben- und übereinander empor. Eine ernste, herbe, fast etwas schwermütige Stimmung erfüllte diese so malerisch vor mir liegende Tallandschaft. Mich rührte plötzlich der Anblick der jungen Fichten bei dem Gedanken an ihren baldigen sicheren Untergang.

Ein alter Holzfuhmann, den ich auf dem Rückweg mit Pferd und Wagen antraf, klagte mir sein Leid: „Sehen Sie, da unten hatte ich eine schöne große Wiese liegen! Nicht ein Zipfelchen davon ist mehr zu sehen. Ich hätte sie gern behalten, aber da ist halt nichts zu machen.“

Als ich ihm den vielfachen Nutzen der Talsperre schilderte, wies er mit seiner Hand über das vor uns liegende Staubecken hin und sagte zweifelnd: „Aber Sie sehen ja selbst, wieviel Wald und Wiesen hier verlorengehen! Ob das alles wieder dabei rauskommt? Und dazu so dicht über der Stadt. Wenn der Damm einmal bricht, bleibt da unten kein Haus stehen.“ Die letzten Worte sprach er erregt aus, als sähe er das Unglück schon ganz nahe. Zweifellos trug er, dieser Alte hinter den Bergen des Harzes, ernstliche Sorge um unsere kleine Heimatstadt. Ich versuchte zwar noch, ihm klarzumachen, daß ein moderner Staudamm unmöglich brechen könne, doch

darauf ließ er sich gar nicht ein. Zu lange schon fuhr er in seinen Bergen und Wäldern Holz. Die neue Zeit mit ihren Fortschritten aber hatte sein Dasein bisher kaum berührt und es trotz vieler Versprechungen nicht zu erleichtern vermocht. Jetzt wurde er plötzlich gezwungen, auf neuen, ungewohnten Straßen zu fahren. Jetzt nahm man ihm vor allen Dingen aber seine Wiese fort, die ihm längst mehr als nur eine nützliche Sache bedeutete. Ein ganzes Kapitel seines Lebens wurde damit gestrichen. Er mußte alles geschehen lassen, aber wer wollte nicht begreifen, daß er für die Talsperre nur herzlich wenig übrig hatte? Seine Ansicht teilten schließlich auch andere, besonders ältere Bewohner des nahen Städtchens, selbst wenn sie nichts verloren. Allein der Gedanke an die so nahe über dem Orte liegende mächtige Stauanlage war ihnen fremd und etwas unheimlich. Sie mußten sich noch daran gewöhnen, soweit das möglich war.

Doch die Zeit vergeht, und die Menschen söhnen sich zum großen Teil irgendwie mit den neuen Tatsachen aus. Und so haben sich auch über unsere Talsperre mittlerweile viele Gemüter beruhigt. Gewiß aber liegt das auch daran, daß sich dort weiterhin manches zum Besseren wandelte. Die letzten Arbeiter, die an der Straße beschäftigt waren, zogen fort, die Baracken, die alten Maschinen und Geräte verschwanden, und bald herrschte wieder das Rauschen der Wälder und der neu hinzugeterete Gesang der Wellen vor, so wie das auch besser in unsere Berge hineingehört. Die Schmelzwässer des Winters sorgten dafür, daß die Talsperre bis zum Frühjahr volltief. Mehr und mehr stieg das Wasser an den Uferhängen empor, mit lautloser, unheimlicher Eier schlang es alles, was ihm in den Weg kam, in seine Wegen hinab. Bald war auch der obere, so reizvolle Talabschnitt mit den Wiesen und den jungen Fichten darin verschwunden. Doch dann kam eine Enttäuschung. Mit den heißen Sommermonaten sank der Wasserspiegel beträchtlich, da kamen die häßlichen Hänge wieder zum Vorschein, da verlor der See an Größe und damit die ganze Landschaft an Reiz. Erst der Herbst mit seinen vermehrten Niederschlägen brachte ein erneutes Ansteigen des Wassers.

Und wiederum nach Ablauf eines Jahres führt mich heute mein Weg der Talsperre entgegen. Sobald ich die Dammkrone erreicht habe, breitet sich ein weiter, langgestreckter See vor mir aus. Sein Wasser ist klar und durchsichtig, es trägt die opalschimmernde Farbe der fisch- und pflanzenarmen Hochgebirgsseen. Unmittelbar darüber bauen sich die mit dunklem Nichtenwald bedeckten Berge bis zu jenem hohen, freien Gipfel auf, der sie alle krönt und der nun über der großen Wasserfläche stärker hervortritt und weit mehr die ganze Landschaft beherrscht als in früherer Zeit. Alle Berge und Wälder ringsumher bestimmen, so wie einst, weitgehend das Landschaftsbild. Ohne sie würde alles Neue, Nüchterne in den Vordergrund treten und einen wesentlich kälteren Eindruck hervorrufen. So aber sehe ich mit Verwunderung, wie zwischen den Bergen, dem Wald und der großen Wasserfläche ein Zusammenklang entsteht, hinter dem viele häßliche Einzel-



Das Werk ist vollendet: Die Odertalsperre bei Bad Lauterbach im Harz

heiten zurücktreten, sehe eine Landschaft von ernstem, strengem, ja von großartigem Charakter vor mir, der einen vollen Gegensatz zu dem bunten und anmutigen des früheren Tales bildet.

Während ich langsam auf der neuen Straße weitergehe, wandert mein Blick forschend an den Uferhängen entlang. Auf der gegenüberliegenden Straße kommen hin und wieder Autos, Holzfuhrwerke und Radfahrer, seltener Fußgänger vorüber. Sie sehen jenseits der großen Wasserfläche winzig klein wie Spielzeuge aus. Eine hohe Staubsäule treibt vor mir her. Als ich einen Mann darauf aufmerksam mache, sagt er: „Ja, das ist immer so: wo Wasser ist, da ist auch Wind!“ Und damit stimmte es fraglos. Mir selbst fiel bereits im Sommer auf, daß es in diesem Tal kühler und windiger als früher war. Das Klima darin hatte sich zweifellos merklich verändert.

Doch weiter suche ich die Hänge ab, suche dort nach den Resten einer versunkenen Welt. Und ich denke an eine Zeit, in der ich sie als Junge auf vielen heimlichen Wegen durchstreifte, als ich Beeren und Pilze darin suchte, als ich flinke Forellen in dem Fluß fing und sommertags in seinen Kolkten, den tiefen Wasserstellen, badete. Und noch etwas fällt mir ein, es ist eine Erinnerung an weite, mit blühendem Fingerhut bedeckte, einst in diesem Tal gelegene Hänge, und an eine Stelle am sonnigen Südhang, wo ich sommertags oft inmitten blühender Heide lag und in den Himmel sah und träumte. Eine leise Hoffnung, noch einen guten Nest von alledem vorzufinden, ließ mich schon den ganzen Tag nicht los. Doch so eifrige Umschau ich auch halte, ich suche und suche vergebens danach. — Aus, vorbei — also auch damit!

Ausdruck fanden, machen wiederum deutlich, daß die europäischen Dinge im Sinne der Verfechter einer kollektiven Sicherheit zur schnellen Lösung drängen, um den gesammelten Einsatz ohne europäische Störungsmomente im kommenden Entscheidungskampf möglich zu machen.

Veteranen. Gegen den Einspruch des Präsidenten Roosevelt hat der nordamerikanische Kongreß die sofortige Auszahlung von rund zweieinhalb Milliarden Dollars an die Veteranen des Weltkrieges beschlossen. Dabei haben nicht einmal alle diese Kämpfer für Freiheit und Demokratie den heimischen Boden im Kriege verlassen, auf dem Schlachtfelde stand nur ein kleiner Teil von ihnen. Die Ordnung des Staatshaushaltes und der Aufbau des Staates werden so einer Minderheit geopfert, die mit rücksichtsloser Demagogie und festem Zusammenhalten der Nation ihren Willen aufzwang. Jetzt wird die breite Woge der Inflation durch die Vereinigten Staaten gehen. Auf Kredit und unehrlichem Schuldenmachen wird sich eine neue „prosperity“ aufbauen, die Umsätze und die Preise werden steigen. Das trügerische Bild des allgemeinen Wohlstandes wird wieder vor unseren Augen entstehen. Nur der Schatzsekretär Morgenthau sieht mit Schrecken, wie der Kredit des Staates auf tönernen Füßen steht. Nach seinen Berechnungen werden in den nächsten achtzehn Monaten etwa zwölf Milliarden Dollar kurzfristige Schulden fällig, die verlängert werden sollen. Er braucht das Vertrauen des Sparers und des Bankiers, und er fühlt, daß durch trügerische Manipulationen dieser Kredit gefährdet wird. Aber vorläufig tanzt alles um das goldene Kalb der großzügig ausgestreuten Milliarden. Auch die sonst so kluge und skeptische Industrie erhofft sich große Bestellungen und hält daher mit der Kritik zurück. Sie hat bis zu einem gewissen Grade auch recht. Was in anderen Staaten zum Verderben führen müßte, das kann in USA. der ganzen Welt zum Heile gereichen. Der ungeheure Goldschatz von fünfundzwanzig Milliarden Mark erlaubt nicht nur Experimente. Es ist dringend nötig, daß diese Goldmenge wieder in die Welt zurückfließt und die zusammenschrumpfende Weltwirtschaft wieder belebt. Im vergangenen Jahr allein sind für fast fünf Milliarden Mark Gold und für achthundert Millionen Mark Silber nach Nordamerika geströmt, die heute der Welt fehlen. Wenn jetzt die Inflation in den Vereinigten Staaten einsetzt, der innere Verbrauch anschwillt, die Preise ansteigen, so besteht die Hoffnung, daß einmal die Handelsbilanz passiv wird, und zwar in erheblichem Umfange, und daß die Fluchtgelder wieder nach Europa zurückfließen. Die Schwäche des Dollars läßt diese Hoffnungen als berechtigt erscheinen. Dann ist der eigentliche Grund der Währungswirren in der Welt, der Goldhunger des größten Gläubigerlandes, beseitigt. Allein das Gold, das im vergangenen Jahr nach USA. geströmt ist, würde die außeramerikanischen Goldbestände der Zentralbanken um ein Fünftel ansteigen lassen. Wir sehen auch sofort die Wirkung. Die Notenbanken der Goldländer setzen Anfang

Februar ihre Diskontsätze herab. Es geht ein Aufatmen durch die Welt. Der eiserne Druck, der durch den Goldentzug auf Europa lastete, lockert sich. Die Sparsamkeit, die vorsichtige Länder wie Frankreich einführen mußten, kann nachlassen. Die Länder, die wie das Reich sich durch ein ganzes System der Devisenbewirtschaftung vom Weltmarkt abschlossen, deren Preise in keiner Weise mehr den Gesetzen einer aus den Fugen geratenen Wirtschaft folgten, sie können daran denken, wieder in eine sich beruhigende Welt zurückzukehren, deren Blut, das Gold, nicht mehr dauernd abgezapft wird. Am Horizonte taucht die Möglichkeit auf, einer völlig isolierten Binnenwirtschaft wieder die soliden Grundlagen einer weltwirtschaftlichen Verflechtung zu geben.

Das koptisch-abessinische Kirchenwesen. Die abendländische Christenheit sieht an ihm leicht nur das Altertümliche und Absonderliche der Riten und Bräuche und ist so in der Gefahr, die innere Kraft nicht zu sehen, die dort lebendig ist. Dieses Kirchenwesen deckt sich mit dem alten ägyptischen Patriarchat Alexandrien, einschließlich der Außenbistümer Nubien und Abessinien. Das Patriarchat Alexandrien war unter den orientalischen das vornehmste; seine Inhaber glauben in ununterbrochener Nachfolge mit dem Evangelisten Markus und durch ihn mit dem Apostel Petrus verbunden zu sein. Alexandrien hat durch seine berühmte Theologenschule, Clemens und Origenes, einen großen Einfluß auf die altkirchliche Theologie ausgeübt, freilich auch dazu beigetragen, hellenistische Philosophie und Gnosis darin wirksam werden zu lassen. Der Patriarch Athanasius, der Vorkämpfer des nizäanischen Dogmas von der Gottheit Christi (325), rettete den christlichen Glauben vor der Auflösung in religionsphilosophische Spekulation und wurde so für die ganze Kirche der größere Ruhm Alexandriens. Seine Nachfolger neigten dazu, die Menschheit Jesu theologisch nicht ernst genug zu nehmen; während die Großkirche das Dogma von Chalzedon (451), wonach in Christus eine vollständige menschliche Natur mit der göttlichen zu Personeneinheit zusammenkommt, als ein abschließendes Wort über Christus ansah, glaubte man in Alexandrien das christliche Erlösungsverständnis nur dadurch wahren zu können, daß man die Absorption der menschlichen Natur durch die göttliche in Christus bekannte (Monophysitismus). Daß es über dieser Lehرداریenz zum Schisma kam, hatte einen weiteren Grund darin, daß der Patriarch von Konstantinopel unter kaiserlichem Schutz auch den kirchlichen Vorrang vor Alexandrien beanspruchte. Die ägyptischen Christen wurden so eine konfessionelle Minderheit, die nur mit den ebenfalls monophysitischen Jakobiten in Syrien Kirchengemeinschaft hielt. Durch den arabischen Eroberer wurden die monophysitischen Patriarchen, die von den oströmischen Kaisern verfolgt worden waren, als die allein rechtmäßigen anerkannt und auch mit der politischen Vertretung der koptischen (das ist altägyptischen) Christen betraut. Selten durch blutige Maßnahmen, aber ständig durch seinen geheimnislosen rationalen

Meine kleine Hoffnung war zuschanden! Nie wieder würde ich meine alten Plätze auffuchen können, und nie auch im Frühjahr, bei der Schneeschmelze, das Wasser wieder in dem alten Tal hinabtollen sehen, denn jetzt wurde der Fluß ja genau reguliert. Nie zuviel und nie zuwenig Wasser würde künftig in seinem Bett hinablaufen. Gewiß wurde damit viel Schaden verhütet. Und doch schien es mir vordem, gerade in seiner Wildheit, ein viel herrlicheres, freieres Wasser. Mit seiner Zähmung aber sah ich wieder ein Stück Ursprünglichkeit aus meinen Bergen schwinden.

Ein großes Sterben zog so in die Welt dieses Tales ein, an die ich zurückdenke wie an etwas Fernes, Verlorenes, hinter einem undurchdringlichen Vorhang Liegendes. Sie lebt in mir fort wie ein Geheimnis, das ich mit einer nicht sehr großen Zahl von Menschen gemeinsam allen anderen voraus habe. Doch es ist jetzt das Vergangene, Unwiederbringliche, bereits mehr oder weniger Vergessene.

Sehr nüchtern sieht heute, nach dem Hingang der alten Talwelt, vieles in der neuen aus. Häßlich und störend die vielen Erdanjschüttungen und die kahlen Uferhänge, fremd die beiden neuen Straßen, plump und ungefüge der Damm, der das Tal so gewaltsam abriegelt, von seiner Unterseite, nackt und kalt von seiner mit grobem Steinschotter bedeckten Wasserseite her. Besonders entstellt auch sieht der untere Talabschnitt mit dem kleineren Stausee und mit einigen erst in letzter Zeit entstandenen Gebäuden aus.

Doch man soll nur warten! Zweifellos wird sich noch vieles daran ändern. Gewiß werden die Menschen selbst das übrige dazu tun. So sind bereits junge Bäume an den Seiten der Umgebungsstraßen angepflanzt. Viele von ihnen tragen im Frühjahr das gleiche zarte Grün und im Herbst dieselben roten Beeren wie einst die Bäume an der alten Talstraße. Schon zeigt auch der mächtige Damm auf seiner großen freien Rückseite eine geschlossene, wohlgepflegte Rasenfläche. Aber manches auch wird sich noch ohne menschliches Zutun ändern. So beleben schon Hunderte von Wildenten die große schimmernde Fläche des Sees. So zeigen die hier und dort im Wasser sich bildenden Ringe an, daß es bereits von Fischen bevölkert wird, die mit dem Fluß und den Seitenbächen in das weite, jungfräuliche Wasserreich eindringen. Doch auch an den kahlen Uferändern und selbst an den steilen Felshängen der Straßen wird es langsam anders. Dort wachsen wilde Himbeeren und Brombeeren, Ginster, Leinkraut und mancherlei andere Pflanzen umher. Und hier und dort steht vereinzelt auch wieder der rote Fingerhut. Gras wuchert an Wegseiten und Hängen empor. Mehr und mehr wird es die nackte Erde dort bedecken. Dies alles ist noch nicht viel, es ist nur ein Anflug, wie ein freundlicher Gruß aus jener oberhalb der Straße gelegenen, unverfehrt gebliebenen Welt. Doch unablässig wird es sich fortentwickeln. Und so wird in diesem durch Menschenhand so sehr entstellten Tal mit der Zeit doch vieles schöner und gefälliger, was heute noch roh und gewaltsam verändert aussieht.

(Photos des Verfassers)

R u n d s c h a u

Der Himmel umzieht sich. Nach den in würdigster Form verlaufenen Beisetzungsfeierlichkeiten in London, die wichtige politische Besprechungen der anwesenden Staatsmänner mit den führenden englischen Persönlichkeiten nicht ausschlossen, wurde Paris der Mittelpunkt ebenso beunruhigender wie wichtiger Verhandlungen. Der Vertreter Sowjetrußlands, der in England bedenklich viel auch von der Rüstungsindustrie zu sehen bekam und anscheinend mit bündigen Versicherungen abreisen konnte, vermochte in Paris dem französisch-russischen Bündnis die letzte Feilung zu geben. Man muß annehmen, daß England ein stiller Partner des französisch-russischen Militärabkommens geworden ist. Die gerade stattfindende Kammerdebatte in Frankreich wird trotz ernster Bedenken mancher Partei die Ratifizierung bringen, denn die Linke, die jetzt die Regierung beherrscht, und — was wichtiger ist — der französische Generalstab will dieses Bündnis. Um den Kern dieser neuen Allianz gruppieren sich die kleineren Mächte. Sowohl Rumänien wie vor allem die Tschechoslowakei, die eifrig für die russische Luftflotte Häfen im eigenen Lande baut, sind Partner des neuen Spiels. Außer dem belgischen Ministerpräsidenten weilte auch der luxemburgische in Paris. Der polnische Außenminister wird erwartet, und hierdurch gewinnt die polnische Unfreundlichkeit in der Behinderung des Durchgangsverkehrs nach Ostpreußen ein ernstes Gesicht. Es ist nicht unmöglich, daß eine Beilegung des Völkerbundkonflikts mit Italien schneller erfolgt, als gemeinhin erwartet wird, denn in der Frage der Sanktionen tritt man nach wie vor auf der Stelle, und bei den kriegerischen Operationen Italiens in Abessinien ist eine merkwürdige Beeinflussung der italienischen Strategie durch den angeblich begrabenen Laval-Hoare-Plan festzustellen.

Moskau kann mit seinen diplomatischen Erfolgen in Europa zufrieden sein. Die leitenden Staatsmänner bürgerlich regierter Staaten scheinen unbegreiflicherweise die sich aus einem Zusammenarbeiten mit der Sowjetunion automatisch verstärkende kommunistische Gefahr im eigenen Lande geringer zu achten als eine vermeinte Gefährdung des europäischen Friedens durch einen noch ungenannten Gegner, gegen den sich die europäische Welt unter englisch-französischer Führung in einer Machtentfaltung zusammenschließt, gegen die die Zusammenballung im Weltkrieg auf der Seite der Entente verblaßt. Moskau wird auch mit Befriedigung den Ausgang der spanischen Wahlen registrieren, der entgegen manchen Hoffnungen der vereinigten Linken die absolute Mehrheit brachte.

Die Sturmzeichen im Fernen Osten, die in den bewaffneten Zusammenstößen zwischen den Trabanten Rußlands und Japans einen nicht überhörbaren

Monothetismus und seine annehmliche Ehepraxis gewann der Islam die ehemals geschlossen christliche Bevölkerung bis auf ein Fünftel für sich. Dieser Rest bewahrte unter vielen Opfern sein Erbe. In der ägyptischen Selbständigkeitsbewegung der Pforte — Sultan und Patriarch — aber auch den Engländern gegenüber haben die koptischen Christen sich zum Schicksal ihres Landes gestellt und zumal den Minderheitenschutz durch christliche Mächte abgelehnt. Die Wafsbewegung hat hervorragende koptische Führer. Mit den moslimischen Ägyptern, die zu neunzig Prozent altägyptischen Blutes sind, fühlen sie sich durch die Gemeinschaft koptischer Abstammung und islamischer Landeskultur verbunden. Im modernen Ägypten sind sie nicht mehr ein Volk im Volke, sondern stehen als einzelne Staatsbürger darin. Das entlastet den Patriarchen von den weltlichen Angelegenheiten zugunsten der geistlichen. — Von Ägypten erhielt Abessinien zur Zeit des großen Athanasius das Christentum und geriet infolgedessen später in das monophysitische Schisma und in die kirchliche Isolierung. Aber während die Kopten unter islamischer Herrschaft standen und lange die Eigenheiten eines unterdrückten Volkes hatten, erwies sich das christliche Kaiserreich Abessinien als das einzige Bollwerk vor dem Islam und blieb ein Herrenvolk. Die abessinische Kirche bekommt ihr Oberhaupt immer von Alexandria; der Patriarch ernannt und weihet einen koptischen Mönch zum Abuna. Da dieser landfremd ist, befindet sich der politische Einfluß der Kirche mehr in den Händen des Etsege, des Oberabtes der abessinischen Mönche. Die Kirchensprache ist nicht koptisch, sondern Geez, ein altäthiopischer Dialekt. In Abessinien hatten schon in vorchristlicher Zeit einige Stämme das Judentum als Religion angenommen; im Mittelalter suchten das Staatsvolk und die Dynastie ihre christliche Geschichte mythisch in das Alte Testament zurückzuverlängern durch die Sage von dem Sohne Salomos und der Königin von Saba, der die echte Bundeslade von Jerusalem nach Äthiopien gebracht haben soll; aus diesen beiden Gründen ist es zu erklären, daß in das Brauchtum dieses christlichen Volkes viel Jüdisches eingegangen ist wie Beschneidung und Sabbatfeier. Auch afrikanisches Heidentum und Islam hatten in Abessinien viel mehr Einfluß auf das christliche Leben als in Ägypten, wo eine unterdrückte Christenheit im Kampf ihr Eigenstes reiner erhielt. Aber die Abessinier begreifen sich als christliches Volk, und heute noch ist der Schlachtruf der Nordabessinier „Tollkühner Christ“. — Vor dem koptisch-abessinischen Kirchenwesen stehen Mission und Union als Fragen nach der Lebendigkeit ihres Überkommenen. Die beiden Kirchen sind bereit, sie zu hören; aber sie wollen sie nur beantworten im Zusammenhang ihrer Tradition, die, in Minderheit oder Mehrheit, seit anderthalb Jahrtausenden eine nationale und landeskirchliche ist.

Horaz da capo. Eine lange Reihe von Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes haben sich ein wenig blamiert, als sie im Dezember des vorigen Jahres den zweitausendsten Geburtstag des römischen Dichters

Quintus Horatius Flaccus feierten. Horaz wird erst im Jahre 1936 zweitausend Jahre alt, denn er ist 65 vor Christi in seinem süditalienischen Nestchen Venusia geboren, und von 65 vor bis 1935 nach Christi Geburt macht nach Adam Riese nur 1999 Jahre, da das Jahr 1 trotz seiner einschneidenden Bedeutung doch auch nur die Länge eines einzigen Sonnenumllaufes befeffen hat. Belanglos, ob 1999 oder 2000 Jahre? Sicherlich; aber dann muß man es schon überhaupt belanglos finden, Jubiläen zu feiern, was doch nur dann seinen Sinn und seine spezifische Wirkung behält, wenn sie chronologisch zu Recht bestehen. Und Jubiläen hin oder her, wir könnten sie schwerlich entbehren, das Gedächtnis der Menschheit braucht nun einmal seine periodischen Anregungssprünge. Horazens Manen werden somit auf Grund dieses Rechenfehlers kurz hintereinander zweimal in der Unterwelt vom Hammelblut trinken können, wahrscheinlich nicht zu ihrem Schaden, hat man doch seine Muse schon zu ihren Lebzeiten und fortlaufend bis auf den heutigen Tag oft ein wenig anämisch befunden. Zu Recht? Nein, ohne Frage zu Unrecht. Nur mit Lymphe und Linte in den Adern kann schlechterdings niemand, sei es auch in bescheidener und umstrittener Form, zweitausend Jahre lebendig bleiben. Horaz ist einer der großen Sparer gewesen, der nun schon so manchen weit reicher geborenen Verschwender an Lebenskraft hinter sich gelassen hat. Ein Lebenswerk, wie es in einen mittleren Band hineingeht, und doch fast in jeder Zeile „monumentum aere perennius“, zu diamantener Härte kristallisierte Form und kristallisierter Geist. Sein Weg und Ausweg, der innere wie der künstlerische – mag man es auch nicht gern zugestehen wollen – sind heute vielleicht aktueller denn je, wobei nur an die ihm typenmäßig so verwandten Gestalten wie Stefan George in Deutschland, Paul Valéry in Frankreich, erinnert zu werden braucht. Der zweitausendjährige Horaz, den so viele ähnlich wie die Bibel, den Homer und andere nächstgute Bücher nur in der Schule und in jenen Lebensjahren, wo einem die Augen für solche Werte noch verklebt sind, zu genießen bekommen: dieser zweitausendjährige Horaz ist jedenfalls kaum gealtert, mag er auch niemals ganz jung gewesen sein und frühe schon von dem Herzen nach der Haltung, von der Seele nach der Form, vom Leben in die schöne Versteinierung innerlich abgewandert sein.

Text oder Ausstattung? Die Bibliophilie in Ehren und in hohen Ehren, aber sie birgt auch die tiefstliegende Gefahr in sich, Bücher nur mit den Sinnen zu genießen, statt im Geiste zu bewegen. Eine geradezu blödsinnige Vertauschung, wo man doch für das Verhältnis von Ausstattung zu Text nicht einmal das Gleichnis von Kleid und Körper, geschweige denn das von Leib und Seele anwenden könnte. Jedermanns Hausbibliothek ist in dieser Hinsicht ein schlimmer Verräter, der zarte sinnliche Leidenschaften seines Herrn ansplandert, auch wenn dieser sie sogar vor sich selber geheimgehalten hatte. Wie oft liegen unsere besten Bücher in Schubläden und Kisten

herum, weil sie „nur Papier“ sind, während in Leder und Pergament gehüllte Nichtigkeiten die Fassaden der Bücherregale zieren. Wie oft verzichten wir auf die Anschaffung eines wesentlichen Buches jahre-, jahrzehnte-, ja manchmal ein Leben lang, nur weil wir das Geld für die Ausstattung, in der wir es gerne besitzen möchten, nicht übrig haben. Es braucht sich gewiß nicht immer so kraß zu verhalten, und ohne Frage ist es wünschenswerter, alle Bücher lieber gut als schlecht gedruckt und ausgestattet im Schrank zu haben. Wenn aber in diesem unvollkommenen, ärmlichen Leben nun einmal die Wahl zwischen Geist und Sinnen so häufig getroffen werden muß, dann lieber eine möglichst lange Reihe Reclambändchen in Kisten verwahrt als einen Schrank voll Lederbände, der uns doch nicht von einer ständigen Leihkarte der Staats- und Stadtbibliotheken unabhängig machen kann. Es hat sich unlängst der Todestag des alten Reclam zum vierzigsten Male gejährt, während seine Idee, so sehr man auch ihre Form und Ausführung hier und da hätte abwandeln und verbessern können, sich immer mehr als ein kleines bißchen unsterblich herausgestellt hat. Unsterblich, bis die Welt einmal besser oder vielleicht nur die Buchfabrikation noch rationeller geworden ist, so daß auch schon Pergamentbände zu Reclampreisen hergestellt werden können. Wir wissen nicht, ob es damit noch Weile hat, inzwischen haufen aber die Reclambändchen oder was einmal an ihre Stelle treten mag, weiter in einem verachteten Winkel unserer Bibliotheken, wertlos und reizlos für die Sinne des Bibliophilen und doch oft der interessanteste Teil einer häuslichen Bücherei, weil sie alle im Lebensgange ihres Besitzers irgendwann einmal wirklich gebraucht wurden, weil mit ihnen gearbeitet wurde und nichts an ihnen bloß zu genießen war. War nicht sehr originell war die Verlegeridee des seligen Reclam, aber einfach und fruchtbar; und wie viele von uns müssen ihm dankbar sein, wenn sie einmal nachdenken, wie oft ihnen von dieser Seite eine stille Hilfe im Leben geboten wurde.

Rechtfertigung der Tradition. Als im Frühjahr 1935 die Kunde von der Auffindung einiger Verse eines unbekannten Evangeliums auf Papyrusblättern aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts durch die Blätter ging, konnte man beinahe erstaunt sein über das Interesse, das dieser Fund überall erweckte — wo es doch vier ganze Evangelien mit vielen Tausenden von Versen gibt. Aber das Interesse ging weniger auf den Inhalt der Verse denn auf das hohe Alter ihrer Überlieferung. Der Text der kanonischen Evangelien ist in vollständigen Handschriften ja erst aus dem 4. Jahrhundert überliefert. Die Vergleichung der verschiedenen Handschriftenfamilien, die Rückübersehung aus alten lateinischen und syrischen Übersetzungen des griechischen Textes, die Kontrolle der Schriftzitate früherer Kirchenväter konnte die getreue Überlieferung der kanonischen Texte zwar indirekt beweisen, aber erst die im Sande der Wüste erhalten gebliebenen Papyrusblätter mit Schriftstellen liefern einen direkten Beweis für das

Alter und die Richtigkeit der evangelischen Überlieferung zu. Nach den wenigen Versen des erwähnten unbekannten Evangeliums zu schließen, benutzt es ähnliche Überlieferungen wie das kanonische Johannesevangelium. Man war sich nicht darüber klar, ob das unbekannte Evangelium aus Johannes schöpft oder ob es mit Johannes eine gemeinsame Quelle hat. Das unbekannte Evangelium verrät aber in keiner Wendung die Abfassung in einer Zeit, die vor den synoptischen Evangelien liegen könnte. Ja, es hat einige novellistisch ausschmückende Zutaten, die auf Weiterbildung beruhen und leicht an bestimmte andere apokryphe Evangelien erinnern. Konnte man von den wenigen Versen aus das Verhältnis zu Johannes zunächst nicht eindeutig bestimmen und mußte man die Möglichkeit offen lassen, daß es älter als Johannes sei, so ist diese Möglichkeit nicht mehr gegeben, seit ein weiteres Papyrusblatt gefunden worden ist, das, aus der gleichen Zeit stammend wie das vorerwähnte, die Verse 18, 31–33, 37–38 des kanonischen Johannesevangeliums enthält. Johannes ist um 100 gestorben; erst nach seinem Tode wird sein Evangelium in der kanonischen Form verbreitet. Nimmt man an, daß das Evangelium zwei Jahrzehnte gebraucht hat, um bis nach Ägypten zu gelangen, dann ist die Nähe zwischen Original und Abschrift eine geradezu erstaunliche Bestätigung der kirchlichen Tradition über die Abfassungszeit des Johannesevangeliums. Eine ägyptische Christengemeinde las zwei Jahrzehnte nach der Niederschrift durch den großen Zeugen sein Evangelium in genau der gleichen Fassung wie wir. Das unbekannte Evangelium wird daher auch schon aus Johannes geschöpft haben. Die „rückläufige Bewegung zur Tradition“, von der Harnack einmal in bezug auf die synoptischen Evangelien gesprochen hatte und die seither für viele Daten der alten Kirchengeschichte sich durch neue Funde ergeben hat, erfaßt durch den neuen Papyrusfund auch das Johannesevangelium, und auch die werden sich von ihm überzeugen lassen müssen, die die Abfassung des Johannesevangeliums erst an das Ende des zweiten Jahrhunderts setzen wollen.

Ersatz der Moritat. Früher ging man auf den Jahrmarkt. Vor einer in zehn, zwölf oder mehr Einzelbildern angedeuteten primitivsten Darstellung einer „wahren Begebenheit“ stand ein Mann oder eine Frau, die im rezitativen Gesang eine möglichst schaurige Erklärung dazu herunterplärrten. Den Hasenherzen unter den zahlreichen Zuschauern lief angesichts solcher Grenelmärchen von Laten, die sich die Großen dieser Erde oder volkstümliche Räuber und Mörder geleistet haben sollten, eine angenehme Gänsehaut über den Rücken. Der Ersatz für diese immerhin nicht unvolkstümlichen Einrichtungen zur willkommenen ablenkenden Schaudererregung im Einerlei des Alltags scheinen heutzutage historische Romanbiographien zu sein. Alle Zeiten hat der bunte Schimmer der Kostüme der Vergangenheit aus dem Grau ihrer jeweiligen Gegenwart angelockt. Lebensschilderungen dahingegangener Persönlichkeiten sind seit jeher geschrieben und verschlungen worden. Noch

niemals aber sind sie in einer solch breiten und zugleich meistens flachen Welle über eine in Deutschland lesende Welt hereingestürzt. Wer in unseren Tagen vor einen Buchladen tritt, kann die zahlreichen angebotenen Biographien, die auf ihrem Titel meist das Porträt des „Gegenstandes der Beobachtung“ tragen, nicht zählen. Was den Beschauer stutzig macht, ist weiter dies: die neuesten Biographien handeln (mit wenigen, darum um so rühmlicheren Ausnahmen) nicht mehr von bedeutenden Männern. Deren Lebensacker scheint, mit Verlaub zu sagen, bereits abgegrast zu sein. Die Lebensbilder handeln vielmehr von deren Müttern, Frauen, Töchtern, Geliebten, Söhnen, Vätern, Untergebenen. Ja, selbst Nichten, Enkel, Großmütter werden unter die Lupe genommen und „ah, wie interessant, wie pikant!“ gemacht. Bald wird uns eine nett feuilletonistisch gefasste, doch auf eingehendem Quellenstudium beruhende Skizze von des „Teufels Großmutter Ehrentagen“ nicht mehr erspart bleiben. Zu diesen zahlreichen Bilderbögen aus der reichlich unendlichen Weltgeschichte erscheinen, fast ebenso rührig von Verlegern am laufenden Band produziert, immer neue Geschichtstabellen. Wer auf den alten, dicken Ploetz eingeschworen ist, nimmt sie nur skeptisch zur Hand und legt sie meist enttäuscht fort. Skelette und Fleisch werden geliefert. Doch wo bleibt die Seele?

Währenddessen ruhen die großen Werke der Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts in den Bibliotheken. Und nur dann und wann tritt schüchtern in einem historischen Seminar ein Jüngling, der seinen Doktor machen will, an die wirklich gar zu langen Reihen der gewiß nicht immer kurzweiligen, doch in ihren Bemerkungen zutreffenden Bände heran, um sie abzustauben, unters Licht zu halten und ein treffliches Zitat, fürwahr, daraus zu schöpfen.

Die meisten der an den Tag kommenden „neuen und wahrhaftigen Beschreibungen“ des Lebens, Kämpfens, Sterbens früherer Großen und Größen stellen sich dem Betrachter rasch als Fluchtversuche ihrer Autoren aus der Gegenwart dar. Je weiter vom Schuß, desto lustiger und ungetrübter plätschern sie aus ihren nicht stets zu bestreitenden Kenntnissen vom Einstmals. Viele aber haben das Malheur, bei ihren flüchtigen Versuchen, den Duft einer zerstäubten oder verstaubten Epoche abermals einzufangen, nur verwirrende Nebel in die Retorte ihrer Vorstellung zu pressen. Nicht unschuldig sind gerade sie, wenn Linse und Kurbel des Kinos dann den von ihnen entworfenen Bildern des Früher, sie „aufnehmend“ und festhaltend, folgen. Der Kongreß tanzt? Das waren nur bescheidene Anfänge. Die Weltgeschichte tänzelt erheblich vor den Augen solcher Schnellbiographen.

Natürlich erscheinen auch Lebensabrisse von Persönlichkeiten, nach denen die Geschichte gewertet wird, die von Männern geschrieben sind, denen nicht an einem blassen und unzuverlässigen Nachrupsen des Damals liegt, sondern in denen verantwortungsbewußte Geister die stets vorhandenen Parallelen zwischen Einst und Jetzt bloßlegen im Sinne politischer Pädagogik. Doch solche Werke sind ebenso wertvoll wie selten. Der Kenner weiß sie festzuhalten, da sie seinem Sinn mitunter ein notwendiges „Nicht Euch!“ sind.

Kaffernland

EINE DEUTSCHE SAGE

ROMAN VON HANS GRIMM

(5. Fortsetzung)

Als sich die Auferstehung verzögerte und Menschen Hungers starben im Galekalande, wurde selbst Kreli, der König, ungeduldig und ärgerlich. Es war nicht, weil zuviel geklagt wurde um die Toten, oder weil die Gesunden Mitleid hatten für jene, die wie alte, leere Milchjücke am Wege vor den Hütten lagen. Es klagte niemand um die Toten, und es kümmerte sich niemand um die Elenden. Denn alle Lebendigen sagten, das Glück ist ihnen nahe, sie werden jung und stark wiederkommen. Es war darum, weil Kreli hörte: Die Engländer in King Williams Town schwäzen, es sind viele weiße Menschen unterwegs für das Kaffernland; und es war darum, weil Kreli hörte: Die Engländer in King Williams Town drohen, wir werden strafen, sobald wir alle diese Menschen hier haben.

Kreli schickte zu Umhlaƿasa. Umhlaƿasa erwiderte: „Die Toten wollen mit mir nicht mehr sprechen. Es muß jetzt ein Häuptling kommen. Sie wollen jetzt mit einem Häuptling reden.“

Kreli bat seinen Verwandten Ngiko: „Gehe du zu Umhlaƿasa zur Dolora und befrage du die Toten.“ Ngiko hatte noch nicht geschlachtet, und Kreli hoffte, seinen Verwandten durch diesen Besuch zugleich geneigt zu machen. Ngiko sagte: „Ich will gehen!“ Nach zwei Tagen kehrte Ngiko zurück. Er hielt sich nur kurz auf dem großen Platze auf, und er sagte vor Kreli und vor allen Ratsleuten: „Ich habe keinen Auferstandenen gesehen, und ich habe kein Vieh brüllen hören. Es ist an der Dolora, wie es an allen Flüssen ist.“ Die Antwort wurde von vielen Kriegern gehört.

Da machte sich Kreli selbst auf den Weg. Sein Oheim Buchu begleitete ihn, derselbe, der mit ihm war, als Kreli's Vater Hinza im Dickicht an der Kabecca von den Engländern den Fangschuß erhalten hatte wie ein Raubzeug. Buchu war alt, und er war des Schlachtens müde. Er wollte nicht auferstehen, er wollte nur etwas reich bleiben bis zu seinem Tode, aber er war dem Könige gehorsam. Mit dem Könige und mit Buchu marschierten zweitausend Krieger.

Kreli fragte den Propheten: „Was ist?“ Umhlaƿasa sagte mürrisch: „Es muß alles Vieh geschlachtet werden.“ Er ging in seine Hütte zurück. Buchu rief: „Ich habe sechshundert Kinder geschlachtet. Ich will nicht länger warten.“ Der König trat zu Umhlaƿasa in die Hütte und gab ihm gute

Worte. Darauf ging er mit Umhlaƿasa hinunter an die Dolora, um mit den Geistern zu reden. Viele von den alten Leuten weinten unterdessen mit Buchu. Man hatte noch nie so viele Männer weinen gesehen und laut klagen gehört.

Als Kreli zurückkam, sagte er: „Es ist gut. Die Geister warten auf die Gaikas jenseits des Flusses. Sie wollen den Gaikas etwas Zeit geben, damit sie schlachten können. Die Toten der Gaikas wollen ihre Brüder nicht mit den Weißen und mit den Ungläubigen verderben. Die Toten sagen, es wird am nächsten Vollmond sein oder am nächsten Neumond. Die Zeit ist, wenn alle geschlachtet haben.“ Umhlaƿasa sagte: „Niemand soll Speise annehmen von den Ungläubigen.“ Kreli kehrte zurück mit den Kriegern. Die neue Botschaft wurde überall bekannt. Die neue Botschaft und die Weissagung Nonkosis bewirkten, daß viele, die sich zurückgehalten hatten, mit ganzem Herzen an das Zerstörungswerk gingen.

Die Gläubigen, die bisher durch die Kost der Ungläubigen gelebt hatten, entledigten sich an manchen Orten durch Brechnittel der Speisen, die sie noch im Magen hatten, um das Gebot ganz zu erfüllen. Und die Ungläubigen, die jetzt gläubig wurden, töteten mit größerer Wollust als anfangs die Gläubigen. Die Männer lachten, wenn sie das brüllende Vieh niedermachten, und wenn die schweißenden und vor den Stichen flüchtenden Säue quiekten. Die Männer trugen in ihren Armen die Ziegen mit den Zicklein herbei, um sie lachend in einen Abgrund fallen zu lassen. Die Männer und die Knaben liefen hinter den Hühnern drein mit Stöcken und Steinen. Und die Männer stießen mit den Affagais nach ihren eigenen Hunden, obgleich der Prophet das Töten der Hunde gar nicht verlangt hatte.

Als der Sommer kam und als überall im Busch die rote Lekoma blühte und als über den Büschen bebend und zitternd in der Luft die weiße Weihnachtsrose hing und als das Feld im reichen Grase voller Blüten aller Farben war, lag überall totes Getier. Der Gestank war viel stärker als der Wohlgeruch, der aus dem Grase und dem Busche und von dem goldenen Schimmer der Mimosen kam, und besiegte ihn völlig. Am blauen, reinen Himmel zogen aus jeder Richtung Geschwader von Aasgeiern herbei. Sie kreisten überall in der Luft, und sie hockten schwer bei dem Aase, und sie füllten sich neben den scheuen, verwundeten Hunden. Die Geier stritten sich nicht untereinander und nicht mit den entlaufenden Hunden. Es war nicht nötig. Die Geier mieden auch die Nähe einzelfestehender Hütten nicht, denn sie merkten, daß hilflos Sterbende darin beieinander lagen, und die Hunde, die Genossen der Männer, fraßen von den Körpern toter Menschen.

In diesem Sommer des Todes war der Reichtum an Rosen vor Brownlees Haus in Döhne übergroß. Wenn er ausritt, abzumahnen und sich dem Wahnsinn entgegenzustemmen mit seinem Ansehen, wies seine Frau oft mit beiden Händen darauf hin. Dann hielt er noch einmal an, und sie sahen alle zwei das Heim an, das sie lieb hatten. Brownlee hörte ganz deutlich seines Weibes Gedanken sprechen: „Ob er wiederkehrt von diesem Ritte zu mir

und zu den Rosen?" Aber sie versuchte nie, ihn mit Worten zurückzuhalten. Auch Kropf und Rein und Liefeldt und die anderen Sendlinge strengten sich an, soviel sie konnten in ihrem engeren Kreise. Trotz dem Sterben fuhren die Heiden sie zornig an: „Wir, wir sind nicht in Not. Ihr habt doch nur einen Gott im Buche. Unser Gott aber ist uns schon vor Augen erschienen. Hütet euch!“

Als das Jahr zu Ende ging, hatte Sandili unter Brownlees Einfluß noch nicht den Befehl zum allgemeinen Schlachten gegeben, und der ganz große Hunger und König Kreli warteten beide sehnsüchtig auf das Kaffernland.

XVI.

Als meine Mutter eine aufrechte Frau war und noch nicht dem Erlösen den Todesengel zu begegnen wünschte, lehrte sie mich, auf die verborgenen Seelen der Menschen achten. Von Leuten, die polterten und lärmten und den Mund voll nahmen, sagte sie: „Ich mag ihn nicht leiden, aber wer weiß, vielleicht ist seine wirkliche Seele ein ganz kleines Vögelchen.“ Vor Übeltätern erschrak sie und mahnte doch gleich tapfer: „Ist die Seele wohl krank? Hat sie den Kopf unter die müden, zitternden Flügel gesteckt? Kann einer das verneinen?“ Und bei den Platten und Gemeinen schüttelte sie sich und zürnte gutmütig: „Ihr Herz ist keine Amsel und kein Rotkehlchen und kein Falk, auch kein fecker Sperling, sondern ein fremder, kloßender Vogel mit einem dicken, hohlen Höckerschnabel.“

Seitdem sehe ich statt der schwerfälligen, wichtiguerischen Menschen oft die beweglichen verborgenen Seelen, die eingesperrten Vögeln gleichen. Und dann bin ich vorsichtig in Lieben und Hassen.

Hauptmann Hoffmann ist von Südafrika zurückgekommen. Er wird den Wanderprediger machen für das gelobte Land unter den Legionären. Vor dem er selbst auftritt, läuft ihm die Kunde voraus: „Kapitän Hoffmann hat alle Länder bereist, die uns angewiesen werden sollen. Er hat die Länderreien außerordentlich ergiebig gefunden. Die Bedingungen werden nächsten Tages bekanntgegeben werden. Die Regierung hat für uns die drei Provinzen Kaffraria, Viktoria und Albany an der südöstlichen Küste Afrikas eingeräumt. Es sind gerade die wasserreichsten Teile des südlichen Afrikas, sie sind auch schon ein wenig besiedelt. Unsere Bedingungen sollen sehr gut sein.“

Viele setzen sich hin und schreiben diese gleichen Sätze. Die Schreiber haben trotz allem Verwandte und Freunde und Geliebte, und es ist eine Freude, weiter klingen zu lassen, was in einem klingt, und ein wenig zu prahlen. Die Offiziere freilich fügen jeder einschränkend und besorgt hinzu: „Ich fürchte, daß leider zu wenig Soldaten mitgehen werden, als daß alle Offiziere mitgenommen werden könnten.“

Hoffmann erscheint. In den Offiziersmessen braucht es keine Predigten. Da zieht er das Dokument heraus aus der Mappe. Auf dem Umschlag steht: Bedingungen für die Bildung einer militärischen Niederlassung in Britisch-Südafrika, dazu das Siegel des Staates, die Unterschrift des englischen Kriegsministers Lord Panmure und die Gegenzeichnung des Führers der Legion, von Stutterheim. Hoffmann klopft darauf mit den Knöcheln und sagt lächelnd und wichtig: „Meine Herren, es ist etwas sehr Gutes!“

Aber draußen in freier Luft vor ein paar tausend Mann, wenn man nicht mehr als Offizier, sondern als Werber vor ihnen steht, und später bei den Versammlungen in der Lagerkirche von Colchester, da ist die Sache etwas anderes. Das erstemal sind die Hörer neugierig über die Maßen. Noch niemand hat die vielgepriesenen Bedingungen selbst in der Hand gehabt. „Soll ich sie zuerst vorlesen?“ fragt Hoffmann. „Ja, ja, ja“, erwiderten die vielen. Und es ist so stille, daß Hoffmanns Stimme ganz eitel wird und die Worte singt und mit den Worten spielt, als sei sie mächtig wie der Meister Wind über einem Ahrenfelde. Gegen die Pflichten läßt sich nichts einwenden: sieben Jahre lang sollen die Militärkolonisten nach ihrer Niederlassung in Dienst stehen. Sie sollen den Angriffen eines Feindes Widerstand leisten und die bürgerliche Gewalt unterstützen. Der Lage der militärischen Übungen sind nicht zu viele, höchstens dreißig Tage alljährlich in den ersten drei Jahren, und zwölf ganze Tage in jedem der letzten vier Jahre. Die Teilnahme an der allsonntäglichen Kirchenparade ist Zwang. „Das klingt billig.“ Jetzt ist von den Verpflichtungen des Staates den Militärkolonisten gegenüber die Rede. Man schiebt sich ganz eng zusammen. Freie Ausfahrt mit Waffen, Ausrüstungsgegenständen, Uniformen und Lagergerät. „Natürlich.“ Ein leinener Rock und Hosen werden für die Reise besonders bewilligt. „Gut.“ Die Frauen und Familien und erwiesenen Bräute werden bei ordentlicher Verpflegung unentgeltlich von Hamburg, Bremen, Rotterdam, Amsterdam und Ostende nach England und von England nach Südafrika befördert. „Sehr gut.“ Für ein Jahr werden die Rationen frei geliefert. Drei Jahre wird Gold bezahlt, ein Schilling zwei Pence den Feldwebeln, elf Pence den Sergeanten, acht Pence den Korporalen, sechs Pence den Soldaten jeden Tag. Hier gibt es den ersten Einwurf. Jemand ruft beharrlich: „Das sind fünf Groschen pro Tag. Fünf Groschen, fünf Groschen, fünf Groschen für den Mann, Frau und Kind.“ Geantwortet wird ihm von verschiedenen Stellen aus: „Schweige doch, die Hauptsache soll noch kommen.“ Auf eine Frage der Nächsten entgegnete Hauptmann Hoffmann: „Ja, ein vorläufiges festes Unterkommen für die Familien und für die sichere Aufbewahrung der Vorräte an den geplanten Siedlungsorten wird eben hergestellt. Und wo es nötig ist, werden am Anfang auch die Familien mit Rationen versehen werden. Und ein Vorschuß von fünf Pfund Sterling erhält jeder Mann, damit er sich mit Kochgeschirr und Werkzeugen versehen kann, die er braucht. Dieser Betrag muß natürlich im zweiten und dritten Jahre zurückgezahlt werden. Vertrauen gegen Vertrauen.“ Einige lachen spöttisch. „Vertrauen?“

Aber die meisten horchen wieder begierig, weil das Besondere, das Ausgezeichnete jetzt gewiß bald kommen wird.

Hoffmann merkt plötzlich, daß neue Unruhe bevorsteht, und er nimmt einen mahnenden, lehrreichen Tonfall an: „Wir empfangen vollen Truppenlohn im Dienste gegen den Feind, und wenn wir zur Unterstützung der Verwaltung aufgebieten sind. Als ehrliche Kriegsinvaliden empfangen wir volles Ruhegehalt. Mit dem Lande, da ist das nun so, da müßt ihr genau aufpassen: jeder Unteroffizier und jeder Soldat, der in einer der hübschen Städte angesiedelt wird, die schon lange eine weiße umgängliche Bevölkerung haben, erhält umsonst Bauland für ein Häuschen. Wer in ein Dorf hinauskommt oder in eine von unseren eigenen Niederlassungen, der bekommt zu seinem Baulande noch einen Acker Gartenland hinzu. Auf dem Baulande muß jeder bauen. Und für Hilfe ist da auch gesorgt. Denn für jeden Unteroffizier werden an Baukosten zwanzig Pfund Sterling ausgeworfen und achtzehn Pfund Sterling für jeden Soldaten. Achtzehn Pfund! Daß diese Summe zu richtigem Ende verwendet wird, dafür sorgen für diesen Zweck besonders ausgesuchte Offiziere.“

Hoffmann sieht, wie die Hörer vor ihm rechnen und sich die Lage vorzustellen versuchen. Er sieht, daß einige höhnische Gesichter machen. Beifall bleibt ganz aus, obgleich man sich vorher verschiedener Leute vergewisserte. Vielleicht merken die Ungeschickten nicht, daß die Zeit zur Zustimmung gekommen ist. Man muß ja die meisten Menschen immer erst lehren, daß sie Grund haben, froh und dankbar zu sein. Hoffmann spricht hastiger und denkt: Nun gut, es wird schon werden, wenn ich selbst erst zu Worte komme und vom Lande berichte. Er sagt schnell: „Haus und Land bleiben sieben Jahre steuerfrei. In gutem Zustande muß es jeder selbst erhalten in den sieben Jahren. Nach den sieben Jahren wird jeder freier Besitzer seines Hauses und Landes mit allen Verbesserungen, die er angebracht haben mag. Natürlich muß er seinen Verpflichtungen nachgekommen sein. Ausgestoßene und Wegläufer verlieren alle Vorrechte. Ich muß dann noch erwähnen, daß uns bis zur Erbauung der Häuser Zelte oder Hütten, die flüchtig zu errichten sind, überlassen werden. Jetzt will ich also vom Lande Bericht erstatten . . .“

Ruhig und mit tiefer Stimme fällt da von rechts der Einwurf: „Erst fertig machen. Das ist nicht der ganze Satz der Bedingungen. Die Bedingungen für die Offiziere sind ausgelassen.“ Hoffmann erkennt, es steht dort Hauptmann Bliesen. Hauptmann Bliesen, der in Deutschland im Süden und Norden ein Freiheitskämpfer war. Hauptmann Bliesen, der, wie ein demütiger Anbätiger endlich den fernen Tempel seines Gottes, so den Boden Britanniens betrat. Hauptmann Bliesen, der einmal meinte, es sei ein gutes Sterben, sich für England verbluten zu dürfen, und Hauptmann Bliesen, der, seitdem er die kleinen und großen Betrügereien hier und dort gemerkt und nach seiner Meinung durchschaut hat, als rechter schwerblütiger Deutscher ein unerbittlicher Cato geworden ist.

Hoffmann schüttelt ärgerlich den Kopf: „Die Bedingungen für die Offiziere liegen in den Offiziersmessen aus. Jeder, der ein besonderes Interesse dafür hat, kann sie außerdem in Kürze nachlesen. Die ganzen Bedingungen werden im Drucke jedem zugänglich sein. Hier sind die Offiziersbedingungen nicht von Bedeutung.“ Hauptmann Bliesen spricht wie vorhin. Er braucht nie zu schreien. Die Sätze quellen ihm so volltönend aus der Kehle, daß er immer weithin verstanden wird: „Die Offiziersbedingungen sind von Bedeutung. Wie sollen die Leute poseblice erkennen, wohin eigentlich die Reise geht, wenn Sie nicht das ganze Bild zeigen? Und Sie wollen doch jedenfalls reinen Wein einschenken, Herr Kamerad?!“ Hoffmann zögert noch, weil er nicht recht übersieht, was Bliesen eigentlich aufstrebt, und weil er sich auch in einer anscheinend gleichgültigen Sache nicht gern zwingen läßt. Aber da ist es bei ein paar hundert schon Schlagwort: „Der Kapitän will die Offiziersbedingungen nicht nennen? Von dem Lande haben wir schon gehört. Wir wollen jedenfalls jetzt die Offiziersbedingungen zuerst erfahren.“ Zustimmung und Widerspruch stören die Versammlung. Burschen, die in der Ferne standen, englische Herumhänger kommen herangelaufen, angelockt vom Lärm. Am Rande der Hörermasse wird schon gepfiffen.

Hoffmann winkt: „Seid nicht unverständlich. Ich kann ja auch fortgehen. Ich rede euretwegen, nicht meinetwegen. Die Offiziersbedingungen sind gar kein Geheimnis. Die Offiziere bekommen drei Jahre lang die Hälfte ihres bisherigen Gehaltes. Ihr Grundstück ist doppelt so groß wie das der Soldaten. Sie empfangen eine Bauunterstützung von Termin zu Termin, je nach Fortschritt des Gebäudes, genau wie die Soldaten. Nur mehr natürlich. Ihr wollt doch selbst, daß eure Offiziershäuser da draußen ordentlich aussehen. Wieviel mehr? Die Stabsoffiziere bekommen zweihundert Pfund, die Leutnants hundert Pfund. Wer nach drei Jahren etwa austritt oder entlassen werden muß, der verliert auch Haus und Land an den Staat. Co . . .“ — „Noch etwas!“ beharrt Hauptmann Bliesen. „Noch etwas?“ Hoffmann blickt hinüber. „Noch etwas?“ Er lacht plötzlich angestrengt und klatscht in die Hände: „Gewiß, ihr habt recht, ein Dienstmädchen kann umsonst mitfahren. Ja, und wenn die Offiziere einmal später aus eigener Tasche Land kaufen wollen vom Staate, dann können sie einen Nachlaß bekommen. Dreihundert Pfund die Stabsoffiziere und zweihundert die Hauptleute und hundertundfünfzig die Leutnants. Wer mir jetzt noch ein Vergessen nachweist, dem will ich einen neuen Hut kaufen müssen.“ Aber sein Gebabe bringt die Lacher nicht auf seine Seite. Er erzählt also ärgerlich vom Lande, was er sich einstudiert hat. Es ist kein Vergnügen, hinzureden auf Menschen, die nicht acht geben, wahrlich nicht. Mit ganzem Ohre horcht eigentlich niemand zu, weil überall Gruppen die Bedingungen besprechen und sie sich gegenseitig erläutern. Am Hauptmann Bliesen steht ein dichter Anäuel. Während Hauptmann Hoffmann mit seinen glänzenden Anpreisungen die Unaufmerksamkeit zu besiegen versucht, fahren seine Blicke immer wieder zu Bliesen hinüber. Was will der? Was redet der da?

Bliesen antwortet scheinbar leidenschaftslos auf die vielen Fragen und stellt Gegenfragen. „Wovon wollt ihr eigentlich da draußen leben nach dem ersten Jahre? He? Wißt ihr's? Was soll eigentlich aus euch werden? He? Bauernland bekommt ihr nicht. Gelernte Handwerker sind die wenigsten von euch. Ja, mir scheint zweierlei: mir scheint, daß sie da draußen billige Tagelöhner und billige Soldaten nötig haben. Die Siedler brauchen die billigen Tagelöhner. Das geht mir aus der Bittschrift hervor, die sie vor einiger Zeit an das Parlament richteten. Die Regierung braucht die billigen Soldaten. Und zu beiden sind die deutschen Esel recht. Oder glaubt einer von euch, ein einziger, daß sich in Britannien sonst jemand fände, der sieben Jahre lang in Afrika dient für einen Tagelohn von fünf Groschen in drei Jahren, und der sechs Jahre lang seine Rationen selbst bezahlt, und der sich seine Kasernen selber baut, und der sich sein Geschirr und auch noch die Werkzeuge dazu kauft? — Schiet!“

Bliesen klopft einem Holsteiner auf die Schulter. „Junge, Junge, jawoll, dat is Schiet. Du sagst, alles in der Welt is Schiet. Richtig! Junge, Junge, was hast du für'n klugen Vater gehabt.“ Bliesen hält die linke Hand in Gesichtshöhe und zählt mit der rechten am Daumen am Zeigefinger und am Mittelfinger der Linken her: „Die englische Freiheit, die englische Ehrlichkeit und die englische Großmut.“ Bliesen peßt sich die Nase zu und schüttelt sich. „Junge, dem alten Bliesen kannst du das wohl glauben, der hat was gemerkt, der hat die Nase voll. Natürlich sind die Offiziersbedingungen besser. Irgend jemand wollen sie ja man auch raushaben, der ihnen Land ablaufen kann. Und jemand muß doch die Bedingungen loben und zum Leithammel Lust bezeigen.“

Gegen Ende seiner Empfehlungen sucht Hoffmann wieder mit den Augen nach Bliesen, dieser ist verschwunden. Eigentlich scheinen jetzt auch die Hörer aufmerksamer und viel bereitwilliger. Da will Hoffmann abschließend einen Scherz machen und vielleicht der Versammlung wirklich etwas Angenehmes erzählen. Er ruft: „Das wäre also das schöne Land da draußen, wo euer Glück auf euch wartet, und nun, nun hört einmal zu: . . .“ Er winkt wichtig heran mit beiden Händen, als gälte es, alle ganz nahe zu locken zu einer vertraulichen Mitteilung. Er legt aber die Hände um den Mund wie einen Trichter und schreit: „Kameraden, es gibt auch etwas zu trinken dort! Einen Weinschnaps!!! Und der Weinschnaps ist — versteht es wohl — nirgends in der Welt so billig!!“ Selber auflachend, springt Hoffmann von dem Tische. Einige lachen mit, jene, die immer meckern müssen, wenn ein anderer den Mund verzieht.

Aber ist das nicht merkwürdig? Die Masse der Hörer, der Legionäre, von denen es doch bei den Naserümpfern heißt, sie seien allzumal Cäuser, ist plötzlich wie erstarrt. Sie sehen sich an. Und in diesem Augenblick des schweigenden Erstaunens und der aufwallenden Empörung hört man ganz deutlich einen Mann reden, vielleicht zu sich selbst reden: „Du mein Herrgott. Wenn ich schon fort muß, soll ich ein Schnapsland zum Lande meiner

Kinder machen?!" Und da beginnt das Zischen und das Pfeifen und das Hu-, Hu-, Hu-, Hu-Rufen, und Hauptmann Hoffmann und seine Begleiter machen wahrhaftig lange Beine. In der Messe wischt sich Hauptmann Hoffmann verwirrt den Schweiß von der Stirn und entschuldigt unmutig: „Die Leute haben eben keine Disziplin mehr, und die Leute werden verführt!“

Ach, ich sehe eure Seelen, ihr neuntausend armen deutschen Degen in den Lagern von Colchester und Aldershot. Sie wollen euch los sein, euch Helfer in England, denn ihre Not ist vorüber. Sie ersehnen euch nicht in der Heimat, euch verlorene Söhne. Was mag da ein Mann tun als poltern, so scheint es ihm doch, daß er von sich selber eine rechte Meinung habe und die lächerliche Gunst der andern nicht entbehre. Aber in Wahrheit frieren eure Seelen, und Vogelstimmchen klagen jede Nacht, während sich eure Leiber in unruhigem Schläfe wälzen.

Und ich glaube, ich sehe auch deine Seele, Hauptmann Hoffmann. Nein, sie ist keine Amsel und kein Rotkehlchen und kein Edelfalk und auch kein Sperling. Aber ist sie nicht auch so ein armes, mausriges Dinglein, und möchte sie nicht lebendig und warm sein dürfen und glaubt sie jetzt nicht leidenschaftlich, die Sonne, die leuchtende Sonne da unten im Kaffernlande, könne sie wirklich noch retten vor dir selber, Hauptmann Hoffmann, und dem Unglück?

Sind die armen deutschen Degen in Colchester wahrhaftig eine wilde, zuchtlose Rotte, sind sie in der Tat Gäuser und Meuterer und Raufbolde? Ich hörte die Alten in Afrika voll Stolz reden von dem letzten Manöver in Colchester an dem Tage, an dem die alte Legion aufgelöst wurde, und von der großen Abschiedsparade. Sie erzählten in ihrer Mischsprache, in ihrem afrikanischen Englisch-Deutsch: „Mann, wir sind Soldaten gewesen and not half. We were an axceptionally fine looking body of men. Mann, und unsere Uniformen! Die waren schöne. Die Kavallerie ritt in blauen Röcken mit gelben Schnüren, und bei den Dffizieren glänzten die Schnüre von echtem Golde. Genuine I tell you. Und bei den Jägern war alles grün, wie nachher bei uns hier draußen. Nur die Dffiziere hatten ganz schwarze Röcke an. Jet Black and Silver. Aber die Infanterie vor uns, die marschierte in roten Röcken damals. Ja, Mann, die Infanteristen waren damals richtige ‚Kooibaatjes‘, und sie trugen schwarze Bugen und schwarze Kragen und schwarze Aufschläge, genau wie die englischen Truppen. Well, die Manövers und die Parade waren eine große Schau. Du kannst es sehen konnten. Sie kamen in Haufen, menfolk and womenfolk, und sie machten Augen. Die Reporters schrieben nachher in den Zeitungen: ‚Alle Zuschauer wurden nicht müde, die außerordentliche Präzision aller Bewegungen und Märsche, das frische Aussehen der Leute und ihre feine Haltung

zu bewundern'. Ja, Mann, das stand in der United Service Gazette. They couldn't do otherwise, they had to praise us. Zuletzt mußten wir uns aufstellen im Square, und da sagte Old von Stutterheim, unser General: 'Ich danke euch für euer gutes Betragen zu Ehren Deutschlands', and we were mighty proud. Wir riefen dreimal Hurra für die Königin und dreimal Hurra für den General. Der General sagte: 'Ich muß jetzt Abschied nehmen von der Legion, die unter so großen Schwierigkeiten organisiert worden ist, und die beinahe zwei Jahre hindurch dienstlich eingeübt wurde, um der eingeborenen englischen Armee als Hilfsstruppe beizustehen zur Zeit einer denkwürdigen Krisis in der englischen Geschichte. Nachdem die Legion auf fast neuntausend Mann gebracht worden ist und den hohen Grad ihrer Kraft und Ausbildung erreicht hat, geht sie auseinander, bevor sie Gelegenheit gefunden hat, ihre Stärke zu zeigen. Denn der Strom der Begebenheiten hat den Frieden gebracht.'

Some declare the old chap did crie, when he thus took leave. Ja, Mann, vielleicht haben auch welche von der Legion geweint. The Future wasn't so very rosy for some of us then. Einige wurden entlassen. Ja, auch Offiziers. Unter den Offizieren war Old Captain Bliesen, you bet. Mann, Old Stutterheim war böse, und nicht wenig, daß sie gegen seinen Afrikaplan ankämpften. Zu uns anderen sprach der General: 'Ich habe für eure Zukunft zu sorgen versucht. Mit den vielen von euch, die an das Kap hinaus wollen, werde auch ich die Zukunft teilen. Ihr mögt jetzt noch in euren Regimentsverbänden zusammenbleiben, es wird euch Zeit gelassen, euch für das Kapland zu entscheiden.' Well, then of course we did finish with discipline for the time being. Und Mann, wenn ich nachdenke, es waren in Wahrheit verdammt wenige von uns Soldaten, die anfangs mit hinaus wollten, nur Mann, die Offiziere, die waren wie wild dahinter her. Und Reverend Willmans, was unser einer Pastor war, der predigte am Sonntage vom Gelobten Lande, das wir gar nicht wert wären. There was a great agitation going on for and against, and we lived to see and to hear some fun."

Aber den Alten, die derb genug waren, durchzuhalten und im harten Boden schlaue, lange Gaugwurzeln zu treiben, scheint am Ende ihres Lebens aus der Ferne der Zeit heraus manches spaßhaft, was einst vielen gallenbitteren Ernst bedeutete.

Oder geschah es zum Scherze, daß zu dreien Malen an General von Stutterheim die umständliche offene Frage von früheren Kameraden gerichtet wurde, die da lautete:

„Am 21. November 1786 erhielt der Landgraf von Hessen von der Großbritannienischen Regierung vierhunderteinundsiebzigtausend Pfund Sterling für fünfzehntausendsiebenhundert tote Leute. Das sind dreißig Pfund Sterling für den Toten. Was wird Herr von Stutterheim von der Großbritannienischen Regierung für einen toten Legionär in Afrika erhalten?“

Und warum schrieb des ernststen von Linsingen angetraute Frau nach Hause nach Northheim: „Es ist uns schönes Glück widerfahren. Denkt Euch!

Wilhelm ist von vornherein bestimmt worden, die Legion an das Kap zu begleiten, es ist eine große Gunst. Ich soll in der nächsten Woche zu Euch reisen, Abschied zu nehmen, und vielleicht kann Wilhelm mitfahren."

Und warum schrieb gar der jüngste Leutnant der Legion an seinen Vater: „Kannst Du nicht durch Deine Beziehungen zum Prinzen von Preußen erreichen, daß ich mitgenommen werde? Wenn Seine Königliche Hoheit durch den Gesandten doch ein Wort der Empfehlungen an den Hof von St. James gelangen lassen würde . . . Ein einziger Leutnant unseres Regiments, der frühere bayrische Ingenieurleutnant Schermbrucker, ist bisher ausgewählt worden. Der General scheint die Offiziere einfach aufs Geratewohl zu bezeichnen, wenn Fürsprache und Hartnäckigkeit ihre Namen vor ihn gebracht haben. Gemeldet haben sich wohl alle. Kenerdins hat von Stutterheim bekanntgegeben, daß jüngere Offiziere unter den Vorteilen eines Sergeanten mitgenommen werden können. Ich nähme auch das gern an. Ich will einmal mein Glück versuchen dürfen. Für ein kleines Geld kauft man dort draußen eine große Strecke Landes, Ackergeräte und Vieh. Wahrscheinlich werde ich mich auf Ackerbau legen. Möglicherweise, wenn es geht, fange ich auch etwas anderes an. Ich wäre ja vielleicht nach Hause zurückgekommen, aber da scheint die Legion in zu schlechtem Lichte zu stehen."

Nein, es gibt keinen Späß, wenn einige hundert deutsche Offiziere, darunter die geächteten Kämpfer um Schleswig-Holsteins Freiheit, betteln müssen, in fremdem Golde etwas wagen zu dürfen.

Und es gibt keinen Späß, wenn neuntausend gesunde waffengeübte deutsche Männer schwanken, wohin sie sich wenden sollen.

Es ist vielmehr eine Zeit ohne Wiß und Lachen, wenn sich Offiziere und neuntausend Mann in dem einen einig sind, daß die ängstliche deutsche Heimat für sie keine Ziele hat.

Nur die Leidenschaftslosen und Stillsitzigen kommen in der Heimat zu ihrem Rechte.

Die ungestümen Liebhaber des Daseins und der Veränderung, die Luft- hungrigen und Atemstarken fürchtet das Vaterland und kann sie nicht verwenden.

Es ist eine Zeit ohne Wiß und Salz und deutsches Lachen.

Die Leidenschaftlichen müssen wahrhaftig Gott um ein Hasenherz bitten oder arme Sünder werden oder verlorene Patrouillen reiten für die klugen fremden Ausnutzer.

Als die Masse der Mannschaften mit ihrer Entscheidung für das Kap zurückhielt und dadurch das ganze Unternehmen in Frage stellte, ließ General von Stutterheim durch einen Holsteiner ein Flugblatt verbreiten. Auf dem Blatte stand gedruckt:

„Verworren unklar und ohne bestimmten Gehalt hatten dunkle Vorstellungen von dem am Kap zu Erhoffenden die Gemüter voreingenommen,

und die nüchternen Paragraphen der Regierungsvorlage konnten begreiflicherweise nur wenig den Phantasien entsprechen, die den einzelnen vor-schwebten. Enttäuschungen solcher Art sind unvermeidlich in allen Lagen, die mit großartigen Hoffnungen den Menschen erfüllen. Denn immer, wo großartige Ausichten sich bieten, malt sich die Seele, was kommen soll, in den schimmerndsten Farben. Weil das geträumte Bessere im Nebel zerfloß, läßt der vernünftige Mann aber doch das Gute nicht fahren, das in Wirklichkeit bleibt, nachdem das geträumte Bessere im Nebel zerfloß!

Was in Wirklichkeit bleibt, ist die Begründung einer Kolonie freier und selbständiger Arbeiter auf eigenem Grund und Boden, mit eigenem Haus und Hof, in einem der gesegnetsten Länder, in dem gesündesten, herrlichsten Klima, mit Wald, Weide und Feld, in der Nähe der See, an dem völkerverbindenden Meere, das den Früchten des eigenen Fleißes alle Märkte erschließt. Nicht einige wenige Familien, die zu diesem Zwecke sich zusammen-tun, mit dem unvermeidlichen Anhang von Alten, Schwachen und Kranken, nicht einige hundert Personen, die sich kaum kennen, ziehen hinaus in die Fremde, die neue Heimat zu suchen — nein, eine Gemeinschaft von fünf-, von sechstausend Mann, alle rüstige Leute mit ihren Frauen, ihren Bräuten dazu; alle Waffengenossen seit über Jahr und Tag um dieselbe Fahne geschart; alle an Ordnung gewöhnt und an Achtung vor dem Gesetze. Zu ihrer Verfügung stehen, bei Rechnung der Überfahrt mit der Verpflegung, der Bauzulagen, der Rationen und des Soldes in preussischem Gelde fast insgesamt drei Millionen Taler.

Nir scheint, man hat recht, alles in allem betrachtet, wenn man die Geschichte zum Zeugen für die Behauptung anruft, daß unter glänzenderen Voraussetzungen die Begründung einer Kolonie nie in Angriff genommen worden ist. Jedem einzelnen Manne steht zur Überfahrt, für sein Haus und zum Unterhalt für die ersten drei Jahre die Summe von siebenzig Lstr., über fünfzehnhundert Taler, ohne weiteres zu Gebote. Ein großer Teil der Kolonisten wird in die Städte des Landes verlegt, wo der Handwerker seinen Erwerb und jedermann reichlichen Lohn — fünf bis sechs Schilling den Tag — für seine Arbeit findet. Denn die Arbeit ist teuer, weil es an Arbeitern fehlt, und vom Ertrage läßt sich selbst, wenn Gold und Ration später wegfallen, stets eine Summe ersparen, die den Ankauf von Ländereien, die Errichtung größerer Geschäfte und dergleichen ermöglicht, da bei dem, was Wald und Feld in so reichlichem Maße liefern, die Kosten des Unterhalts nur geringfügig sind. In den Ansiedlungen auf dem Lande erhält jeder Mann neben seinem Hause einen Acker Gartenland. Im ersten Jahre, wo die Regierung dazu die Ration ihm erteilt, erspart er seinen ganzen Gold; seine müßige Zeit verwertet er im Dienst der größeren Grundbesitzer. Im zweiten Jahre bringt er selber, für drei Schilling den Acker als den von der Regierung gesetzten Preis, größere Ländereien in seine Hand; kauft er sich das nötige Vieh, für das er an die Weideplätze der Gemeinde das volle Unrecht hat; versieht er sich mit dem vollständigen Ackergerät und

bearbeitet er, mit seinen Nachbarn gegenseitig sich aushelfend, den Grund, der sein freies Eigentum ist. Die Kunde von seinem Wohlergehen, die in die alte Heimat dringt, zieht die Väter, die Mütter, die Angehörigen heran, bringt neue und immer neue Einwanderer herbei, und die Arbeitskräfte, die ihm fehlen, fließen ihm in dem Maße zu, als er durch eigene Tätigkeit sich zu fördern weiß. Er, einst selbst der Abhängige, hat sich durch eigene Kraft einen eigenen Herd geschafft, und ein eigener Herd ist Goldes wert! Er, einst selbst der Hilfslose, bietet jetzt denen die hilfreiche Hand, die in Not und Bedrängnis zu ihm herüberkommen aus dem alten Vaterlande, und für Tausende seiner darbenden und verkommenen Landsleute löst der Soldat der Legion die quälenden Zweifel und Besorgnisse am Vorgebirge der Guten Hoffnung.

Das ist die Zukunft der Legion, wie sie sich gestalten kann, wie sie sich gestalten muß, wenn jeder für sich seine Pflicht und Schuldigkeit tut. Wie sie sich gestalten wird unter der Leitung eines Mannes, der — jeder Zoll ein Mann ist.“

Die scheinbar nüchternen Sätze verfehlten ihren Eindruck nicht. Die Warner konnten ihre Worte nicht so gewandt aneinanderreihen, und die Schale für das Kap fing an, Gewicht zu bekommen und sich ein wenig zu senken. Es geschah, daß die Werber für andere Pläne und auch diejenigen, die einfach meinten, sie müßten als treue Elkeharde ihre Kameraden vor bösen Fallstricken behüten, sich einer andersgesinnten Mehrheit gegenübersehen und verspottet wurden. Auch Hauptmann Bliesen machte diese Erfahrung. Er ließ sich aber nicht abschrecken. Als er merkte, daß seinen langen Reden kein Erfolg innewohne, und daß es einem raschen Gegner gelinge, Verwirrung hineinzutragen, machte er sich das zurecht, was er Bliesens Warnungstafel nannte. Die Merksprüche seiner Warnungstafel las er überall vor wie ein ungebetener Straßenprediger. Bald kannten sie viele Legionäre auswendig und benutzten sie im Redestreite. Die Merksprüche, deren sich die Alten erinnern, lauteten:

„Die englische Baggageordnung ist uns allen wohlbekannt. Es steht zu fürchten, daß die Afrikafahrer von Nationen leben müssen, die erst übermorgen ankommen; daß sie vorläufig in Zelten schlafen sollen, die freilich unglücklicherweise in das falsche Schiff verpackt wurden, aber gewiß bald eintreffen; und daß schöne Decken ihnen Wärme spenden dürfen, die acht- undvierzig Stunden nach dem Bivak sicher gefunden sein werden.

Die Erfahrungen, die wir gemacht haben, versprechen uns weder in militärischer, noch in administrativer, noch in moralischer, noch in materieller Beziehung einen vertrauenswürdigen Untergrund. Vielleicht läßt sich aber im angepriesenen Kaffernlande, das uns Herr Hoffmann so deutlich beschrieben hat, die gerechtfertigte und rechtfertigende Grundlage aufspüren.

Es gibt da bestimmt, wie wir hören, viel gute Hoffnung, viel Gras, viel Holz und viel Wasser. Für Rindvieh ist das genügend. Menschen brauchen allerdings mehr zum Leben.

Die gewöhnlichen Handwerker finden dort, so sagt Herr Hoffmann, einen sehr reichlichen Verdienst. Wenn der Verdienst so reichlich ist, widerspricht das der gleichzeitig ausgemalten Billigkeit der Verhältnisse.

Die große Billigkeit der Getränke, die es Herrn Hoffmann angetan hat, bringt einigen Legionären unzweifelhaft Beruhigung. Ist ihnen doch damit eine Möglichkeit geboten, ihre Ersparnisse irgendwo genussreich anzulegen.

Krankheit und Not muß dort ohnehin niemand fürchten, es gibt ja im Kaffernlande, nach Herrn Hoffmann, überhaupt nur ein Gebrechen: die Altersschwäche uralter Leute.

Wie wird es euch nun ergehen bis zu diesen uralten Tagen? Bedenkt, daß ihr arm seid. Wie wollen sich die Armen für Industrie und für Handel Straßen und Märkte eröffnen? Werden nicht aus den Offizieren und Beamten notwendig Grund- und Zinsherren werden müssen und aus den jetzt noch freiwilligen Ansiedlern zinspflichtige Gutseinsassen?

Es kann aber wirklich geschehen, daß dort die Vertragstreue der Kaffern und eurer vorgesetzten Behörde nie schwankt, und daß ihr gesund bleibt, und daß dort alles ebenso human-rechtlich als normal-gesetzlich zugeht, wie es nämlich Herr Hoffmann darstellt, so bedenket endlich, daß ihr dennoch die Früchte eures Schweißes von einem anderen Volke geerntet sehen werdet.

Ja, bedenket dies Ende! Bedenkt die Mittel und Wege der Beeinflussung, die man euch gegenüber gebraucht hat! Höret mit Argwohn selbst das, was euch vor dem Altare vorerzählt wird.

Ihr wißt, daß ich aus treuem, interessenlosem Herzen zu euch rede. Ihr wißt, daß ich euch und allen stets die Wahrheit gesagt habe. Höret mich! Hütet euch vor den Fesseln und vor der Schlange unter den Blumen! Hütet euch vor dem Kap!"

XVII.

In einem Abend zogen die Legionäre Kitzling und Scholl und Meise und Spring und Lerke zu Hauptmann Bliesen. Es war schon nebelig und unangenehm draußen. Ab und zu kamen kalte Windstöße den Colne herauf von See und rissen ein Loch in den Nebel, aber der dicke Schloßthurm sah nirgends aus der feuchten Dunkelheit heraus. Spring hatte Hauptmann Bliesen einmal besucht in dem kleinen Mietzzimmerchen in der Stadt, trotzdem wollte ihm das Wiederfinden anfangs nicht gelingen, und er führte seine Gefolgschaft lange umsonst straßauf und straßab. Dann machte sich alles zufällig. Der Luftzug legte plötzlich den Dunst fort vor den Männern, daß sie auf ein helles Fenster hinsehen mußten. Zugleich hörten sie eine unfern eingeschlossene tiefe Stimme deutsche Verse deklamieren. Und als Spring eben erklären wollte: „Es muß hier sein“, sahen sie hinter dem leuchtenden Vorhange einen großen Schatten, der mit schlenkernden

Ambewegungen dem Klang und Drang der Freiheitsstrophe noch mehr Ausdruck zu geben versuchte. Sie lachten alle außer Lerke und kreuzten hinüber und ließen den Klopfer spielen. Ein halbwüchsiger Bursche öffnete. Spring sagte: "We have come to see Captain Bliesen, I know his room." Da gab der Bursch erstaunten Gesichtes den Eingang frei, und sie stiegen die Treppe hinauf. Bliesen hatte eben eine neue Strophe begonnen, er schien eine Unterbrechung verhindern zu wollen, denn bei dem dreimal wiederholten Pochen bekamen die rollenden Zeilen jedesmal ganz deutlich einen zornig-abwarnenden Ton. Die Besucher wußten nicht, was sie tun sollten und warteten etwas verlegen. Sie mußten den ganzen Satz mitanhören:

„So trägt er träumerisch sein Weh’,
Verhöhnt sich selber insgeheim,
Läßt sich verschicken über See,
Und kehrt mit Stichelreden heim;
Verschießt ein Arsenal von Spott,
Spricht von geslickten Lumpenkön’gen –
Doch eine Tat? Behüte Gott!
Nie hatt’ er eine zu beschön’gen!“

Gleich hinter „beschön’gen“ scholl es indessen: „Bitte, jetzt herein.“

Hauptmann Bliesen schien nicht überrascht. Er zählte: „Eins, zwei, drei, vier, fünf“ und rief: „Hier auf dem Bette sind drei Plätze, und hier ist ein Sessel und hier ist ein Stuhl. Werfen Sie es doch herunter, was da liegt.“ Als Spring seine Gefolgsleute umständlich vorstellen wollte, wehrte er ab. „Ich kenne Sie ja. Ich kenne Ihre Gesichter. Namen bedeuten nichts.“ Da machten sich Spring und Scholl und Nisling und Meise gehorsam Platz und setzten sich. Lerke nahm ein paar Bücher vom Stuhle und sagte: „Herr Hauptmann, ich stehe gern.“ Aber Bliesen faßte ihn mit beiden Händen an den Schultern und drückte ihn auf den Sitz. „Für mich? Nein. Ich laufe herum bei einer Unterhaltung. Außerdem, wie Sie sehen, der Bliesen kocht sein Abendessen, das heißt seinen Tee. Tee und Brot und ein Ei. Dazu langt’s. Ich habe mir’s genau ausgerechnet, das Gehalt von drei Monaten, das die aufgelösten Offiziere erhalten, 'to carry them home', wie es so frostsreich-freundlich in unserem englischen Vertrage lautet, es muß mir nach einem kleinen Abzuge auf ein Jahr reichen. Der kleine Abzug ist für die Verpflichtungen, die man anderswo hat. Wer wäre völlig allein in der Welt?“

Er wandte sich seinem Teekessel in der Ecke zu, dessen Deckel ungeduldig zu klappern und zu hüpfen begann. Während er an dem Kessel hantierte, nickte er mit dem Kopfe und sagte ein paarmal mit leiserer Stimme: „Sie verstehen das schon! Sie verstehen das schon! Sie verstehen das schon!“ Dann war Schweigen, nur unterbrochen durch das ein wenig ungeschickte Suchen und Hinundherschieben unter den paar Geschirren seitens des Hauptmannes und durch das Anarren der schweren Stiefel der drei steif auf dem

Bette harrenden Männer. Sie sahen bald auf Bliesen, bald erwartungsvoll auf Spring. Lerke starrte vor sich. Plötzlich drehte sich Bliesen wieder um. Er hielt die gefüllte Tasse in der Hand. „Sie müssen mich schon essen lassen“, sagte er. „Zum Anbieten ist nichts da, ich kann leider aus der einen Tasse nicht sechs Tassen machen und aus dem einen Ei nicht sechs Eier. Aber Tabak – geben Sie doch den Tabak herum, Spring!“ Als sich die Raucher bedient hatten aus dem irdenen Topfe und qualmten und sich behaglicher fühlten und als ein zögerndes Gerede in Gang gekommen war, fragte Bliesen, „Und wenn ein Jahr um ist, was wird dann sein?“

Da lehnten sich Scholl und Meise und Rißling vor und winkten Spring mit den Köpfen, daß er endlich spräche. Spring räusperte sich und sagte: „Herr Hauptmann, wir sind zu Ihnen gekommen, um Sie um Rat zu bitten. Wir glauben auch, daß das mit dem Kaffernlande wohl einen Haken habe. Aber meine Kameraden und ich wissen nicht, was wir sonst tun sollen?“ Sie erschraken, weil Bliesen gleich so grob wurde. Er stellte klirrend die Tasse auf den Tisch und rollte die tiefe Stimme beim Aufundablaufen: „Der Teufel ja, bin ich ein Prophet? Habe ich etwa das Rezept im Besitze, wie einer reich und glücklich werden kann auf kurzem Wege? Meint ihr nicht, ich würde es bei mir selbst versucht haben, wenn ich es hätte!? Meint ihr, ihr wäret die ersten, die da zu mir hereingekommen sind? Gesehlt, gesehlt, gesehlt, sage ich euch. Bettelnd sind sie gekommen. Mit drohenden Worten sind sie gekommen. Mit Versprechungen sind sie gekommen. Und namenlose Briefe haben sie mir geschrieben, fromme und unflätige und höhnische Briefe. Daß ich die Unvernünftigen an ihrem Glücke störe. Daß ich doch selbst einer wäre, der nicht weiter wüßte. Daß ich im Trüben fischen wollte, und was weiß ich.“

Er holte tief Atem. Er blickte Lerke in die Augen. Er sah auf die gebeugten Häupter der übrigen vier. Da änderte sich sein Ton. „Es ist wahr“, sagte er, „ich weiß selbst nicht weiter. Ich weiß nur das eine, daß ich mich von den Engländern mit ihren glatten Worten nicht ein zweites Mal fangen lasse. Das andere suche ich.“ Und es klang fast bittend: „Wie wäre es mit der Heimat, Leute? Geht nach Hause, geht in die Heimat! Vielleicht, vielleicht steht unser Deutschland dennoch vor seiner Erweckung.“ Aber die vier schüttelten die Köpfe. Lerke sagte ruhig: „Es suchen wohl viele von uns die Gelegenheit der eigenen Erweckung am meisten, Herr Hauptmann. Ich will vorher nicht nach Hause.“ Und Spring und Meise und Scholl und Rißling bestätigten jeder für sich ohne aufzusehen: „Ich kann nicht nach Hause. Ich will nicht nach Hause. Ich will nicht nach Hause. Ich kann nicht nach Hause.“ Und weil ihm der kurze Satz nicht höflich genug erschien, fügte Spring entschuldigend hinzu: „Wer heimkehren möchte, bekommt freilich hundert- undzwanzig Taler ausgezahlt nach den Bedingungen, aber wenn alles abgezogen ist, was gegen einen aufgerechnet steht, bleibt wenig zurück, Herr Hauptmann. Man ist dann ein Bettler, wenn man ankommt, und muß borgen.“

Hauptmann Bliesen lief wieder auf und ab. Sie konnten nicht erkennen, ob er zürne oder was mit ihm sei. Im Vorbeigehen packte er auf einmal die Klinke der Türe und eilte wortlos hinaus. Die Zurückgelassenen machten erstaunte, unkluge Gesichter. Sie sprachen zuerst gar nicht, von Augenblick zu Augenblick erwarteten sie das Öffnen der Türe und die Rückkehr Bliesens. Als man von draußen eine ganze Weile keinen Schritt hörte, sagte Scholl leise und höhnisch zu Spring: „Glauben Sie wirklich, daß in der Heimat einer einem aus der Legion etwas borgt? Sind in Ihrer Gegend die Leute so geberisch?“ Er versuchte zu lachen. Es half ihm niemand. Meise flüsterte: „Wo ist er eigentlich hin?“ Es antwortete auch niemand. Durch Fußstoß und Anruf meldete sich dann plötzlich der Hauptmann wieder an der Türe. Als Spring aufsprang und öffnete, trat er mit einer Ladung kleiner englischer Aleflaschen und mit sechs Biergläsern herein. Er hielt die Gläser in den Händen und die Flaschen unter den Armen, und jede Tasche war aufgebläht und ein Flaschenhals sah heraus. Er schien jetzt guter Dinge. Er schien vergessen zu haben, was die fünf bei ihm gesucht hatten, und schien nur darauf bedacht, seine Gäste nicht ohne eine Bewirtung von sich zu lassen. Er zog selbst die Pfropfen und schenkte selbst jedem ein, und er stieß an mit seinem halbgefüllten Glase. Dann warf er Singbüchlein mit Noten auf den Tisch. „Weil es deutsch ist“, sagte er, „und weil diese steifleinernen Mister den Mund aufsperrten, wann es zu ihnen klingt.“ Da nahmen die Gäste die Bücher auf und taten ihm den Gefallen und sangen wie Schuljungen, die bei einer Chorübung doch an nichts anderes denken mögen als: wann dürfen wir nun endlich fortlaufen. Und was Bliesen das Herz warm machte an den von ihm sorgsam zusammengestellten Schleswig-Holstein-Liedern und den sehnsüchtigen und verpönten Vaterlandsliedern Herweghs und Freiligraths, das rührte nicht an sie. Denn es war so wie Lerke sagte: Nicht die deutsche Erweckung, sondern die eigene Erweckung, und was jeder darunter im besonderen verstand, lag ihnen schwer im ungeduldigen Sinne.

Als die Gläser zum dritten Male geleert waren und das Bier auf die Neige ging, gaben Scholl und Rißling deutlich zu erkennen, daß die Zeit zur Rückkehr gekommen wäre. Bliesen selbst erklärte: „Sie müssen wohl jetzt zum Lager.“ Sie standen auf. Scholl und Rißling und Meise schlugen die Absätze aneinander und standen stramm und sagten: „Wir danken, Herr Hauptmann“, und Spring und Lerke verbeugten sich. Da ergriff Bliesen Lerkes Hand und sagte mit ruhiger Stimme: „Ihr werdet alle nach Afrika gehen. Ihr werdet nach Afrika gehen, weil es ferne ist. Niemand beargwöhnt die Nähe eifersüchtiger, und niemand vertraut der Ferne kindlicher als ein rechter Sohn Germaniens. Vielleicht macht es, daß kein Volk der Welt von seinen Ersten und Nächsten durch die Jahrhunderte so sehr mißbraucht wurde!“ Er lächelte bitter und fuhr fort, immer noch Lerkes Hand haltend: „Seht ihr, ich mache mir nichts vor. Aber, daß ich gewarnt habe, kann ich nicht bedauern. Und wenn ihr einmal rufen könntet: Der Bliesen war doch nur ein alter, hartnäckiger Esel, der Tausend, was würde mich das freuen!“

Auf dem Wege zum Lager unterhielten sich Scholl und Meise und Rißling laut davon, daß sie am Morgen unterschreiben würden. Spring und Lerke gingen in sich gekehrt nebeneinander. Einmal fragte Spring: „Haben Sie Ihren Entschluß gefaßt?“ — „Gewiß“, antwortete Lerke, „ich gehe.“ Knapp vor dem Lager sagte Spring wieder: „Ja, ja, was bleibt denn sonst auch übrig? Alles andere scheint noch schlechter.“ Im Lager folgte er den dreien zum Lärm der Kantine. Lerke schritt auf seine Baracke zu.

Am Morgen, als sich die fünf für das Kap verpflichteten, wurde im Lager ein neuer Legionsbefehl des Generals angeschlagen. Sobald er an einer Stelle aushing, standen Männer in Rotten davor und lasen ihn. Die Aufforderung war von London vom 26. Oktober 1856 datiert. Der Text lautete:

„Es wird den Mannschaften der Legion nur noch wenige Tage gestattet sein, sich zur Beteiligung an der Expedition nach dem Kap der Guten Hoffnung zu melden. Ohne der freien Wahl irgendeines Mitgliedes der Legion vorzugreifen, halte ich es als euer Kommandeur für meine heilige Pflicht, euch nochmals auf die Vorteile aufmerksam zu machen, welche die von der Regierung gegebenen Bedingungen euch bieten.

Ein jeder von euch wird in der neuen Kolonie ein freier und unabhängiger Staatsbürger, nur untertan dem Gesetze des Landes. Er wird freier Besitzer von Haus und Hof. Er kann durch Fleiß nicht allein für sich, für Weib und Kinder eine sorgenfreie Existenz begründen, sondern sogar einen Grad von Wohlhabenheit erreichen, zu dem er im eigenen Vaterlande nie gelangen kann. Zwischen zweitausend und dreitausend eurer Kameraden haben sich bereits entschlossen, nach dem Kap zu gehen. Ihr werdet deshalb nicht hilflos und vereinzelt dastehen, sondern im Verein mit euren Landsleuten eine große Gemeinde bilden, beseelt von dem Bestreben, eine neue deutsche Heimat zu gründen. Der Strom der deutschen Auswanderung wird sich bald dorthin wenden, wo bereits durch euch eine große deutsche Kolonie existiert. Nur für eine kurze Zeit im Jahre habt ihr einer Art von Militärpflicht zu genügen, um euch in der Handhabung der Waffen tüchtig zu erhalten. Diese jährliche Zusammenkunft ist eine gegenseitige Begrüßung unter Kameraden, die sich während der übrigen Monate im Jahre nicht gesehen haben.

Euer Besitztum ist euch gesichert, und nur gemeine Verbrechen, als Mord, Diebstahl und so weiter, die in anderen Ländern lange Freiheitsstrafen nach sich ziehen würden, können den Verlust des Besitztums herbeiführen, und das darf einzig und allein geschehen durch den Ausspruch des Gouverneurs der Kolonie.

Ihr seid frei in eurer Arbeit, die ihr leisten könnt, wem ihr wollt, und für den Preis, den ihr mit dem Arbeitgeber vereinbart. Von Zahlung von Barackenschäden wird keine Rede mehr sein, denn euer eigenes Haus ist dort die Baracke. Für Kirchen und Schulen wird gesorgt.

Die euch gebotenen Bedingungen sind garantiert durch die Regierung unserer Königin, und ich bin beauftragt, die strikte Ausführung derselben

zu überwachen. Die Übersiedlung bietet mir persönlich keine Vorteile; sie gibt mir aber den schönen Beruf, für das Wohl von Tausenden, die mir bisher vertrauten, Sorge zu tragen. An meinem guten Willen werdet ihr nicht zweifeln.

Viele eurer Kameraden, die ihren Abschied nahmen, um nach Deutschland zu gehen, sind zurückgekehrt, weil sie teure Preise und keine Arbeit fanden. Jetzt sind sie hilflos in den Straßen Londons. Diejenigen unter euch, die nach Amerika zu gehen gewillt sind, werden bald am Ende ihrer Barschaft sein und dann verlassen und ratlos dastehen unter einem Volke, dessen Charakter sich durch Abneigung gegen Fremde auszeichnet. Ihr habt dort nicht Tausende von euern Landsleuten zu einem Ganzen vereinigt, die euch hilfreich zur Seite stehen können.

Bedenkt! Es ist das ganze Glück eures Lebens, über das ihr jetzt zu entscheiden habt. Meine aufrichtigen Wünsche werden im gleichen Maße diejenigen begleiten, die sich jetzt von ihren Kameraden trennen, als die, welche mir vereint, der neuen Heimat zueilen.

Euer aufrichtiger Freund

R. Stutterheim."

Die eifrigen Leser wußten wohl, daß sich bisher noch keine zweitausend Mann zusammengefunden hatten, geschweige denn dreitausend. Aber seit dem vorhergehenden Tage wurde an alle Angeworbenen ein Handgeld von zwei Pfund Sterling als Vorschuß ausbezahlt, und in der Schreibstube wurde den Ledigen mitgeteilt: „Wer von euch keine Braut in Deutschland hat und ihre freie Beförderung hierher beantragt hat, sollte zusehen, daß er hier im Lande in diesen letzten Tagen ein Eheweib findet. Es gibt wenig weiße Frauen im Kaffernlande. Die Ausfahrt ist doch umsonst, und Beköstigung wird ja für die Frauen geliefert. Wer jetzt gleich das Verlangen ausspricht, kann Urlaub bekommen und ist frei vom Dienste, bis die Kap-regimenter in Browndown eingekleidet werden.“

Die beiden Nachrichten waren wie ein Lauffeuer durch das Lager gegangen und hatten die Anteilnahme an der afrikanischen Unternehmung neu belebt. Und viele von den Lesern drängten zur Werbestube, um diejenigen zu sehen, die sich Paß und Vorschuß zur Freite holten, und um schließlich, angesteckt von den tollenden und unbesinnlichen Abenteuern, den Spaß vor Torfschluf selbst zu wagen.

Die fünf fanden ein paar hundert Vordermänner. Sie mußten lange warten. Unter den Wartenden wurden die Namen von erlichen genannt, die schon am Vorabend sich auf und davon gemacht hatten nach London auf die Brautschau. Es standen auch Vorsichtige da, die erklärten: „Warum soll man es nicht versuchen? Aber wir fahren nicht bis nach London. Was kann man in der großen Stadt anders finden als ein gewöhnliches Mensch? Und besonders, wenn man die Sprache nicht so recht sprechen kann. Das geht

gut für ein paar Nächte, aber es ist doch nichts fürs Leben. Auch nicht für Afrika. Gottlob gibt es die kleinen soliden Städte."

Alle, die herauskamen und sich eingezeichnet hatten, taten sehr eilig. Wenn sie angerufen wurden: „Wo geht ihr also hin?" schüttelten sie mit dem Kopfe und winkten ab mit der Hand. Dann wurden ihnen derbe und oft recht häßliche Worte nachgerufen unter großem Gelärme und Gelächter.

Auch zu den Fünfen, als sie endlich vor der Liste standen und den Empfang des Handgeldes bescheinigt hatten, sagte der vorsitzende Offizier in geschäftlichem Tone: „Ich muß Sie pflichtmäßig darauf aufmerksam machen, daß es sehr gern gesehen würde, wenn recht viel Teilnehmer verheiratet hinausreisen wollten. Es liegt in der Natur der Sache, daß der verheiratete Zustand an sich dort jedem Manne einen Vorteil bietet, es werden aber außerdem bei allen möglichen Gelegenheiten die Verheirateten vorgezogen werden. Wer eine Frau oder ein Mädchen in der Heimat hat, muß gleich hier den Antrag stellen. Es ist der allerletzte Augenblick. Es ist jetzt noch eine Nachsendung möglich. Wer einen ehelichen Bund in diesem Lande zu schließen beabsichtigt, kann ohne weiteres dort drüben am Tische einen Paß ausgestellt bekommen. Gewarnt wird aber ausdrücklich vor dem Verbrechen der Bigamie, dessen schwere zeitliche Strafe, abgesehen von der ewigen, auch im Kaffernlande, trotz der räumlichen Trennung, keinesfalls ausbleiben würde." Als sie dann einzeln gefragt wurden, gaben Spring und Lerke an, sie hätten keinen Wunsch. Meise, Rißling und Scholl erbaten mit komischen Gesichtern einen Paß. Der Feldwebel, der die Pässe hinreichte, sagte zu ihnen: „Merkt wohl, der Urlaub dauert nur bis zum dritten Tage. Hütet euch vor Überschreitungen. Am 3. November findet der letzte Transport nach Browndown statt. Am 2. November nimmt der Herr Pastor Wilmans in der Militärkirche nach dem Appell die gemeinsame Schließung der Ehen vor. Dies ist Befehl. Danach ist nichts mehr zu machen. Fangt also das neue Leben nicht mit einer Narrheit an!"

In den unruhigen Tagen des Urlaubs und der Entlassungen und Anmeldungen ließen sich die Offiziere in Uniform nicht im Lager sehen. In der Messe erzählten sie sich: „Zweitausendzweihundert Mann sind es also geworden, und viel mehr kommen jetzt auch nicht dazu. Es sollen trotzdem in Browndown drei Kapregimenter zu je sechshundertsechzig Mann und zwei Schwadronen Kavallerie zu je achtzig Mann gebildet werden, weil man sich einmal auf diesen Rahmen eingerichtet hat." Und diejenigen, die ihre Bestallung von Anfang an sicher in der Tasche hatten, sagten böse: „Was ist das aber für eine Zucht da draußen im Kamp! Wie soll einer in diese Horde je wieder Disziplin hinein gewöhnen, nachdem man die Zügel so völlig hat schleifen lassen?! Die Verheirateten bringen fortwährend Klagen und drohen. Man kann es ihnen wahrhaftig nicht übelnehmen. In die Vergatterung, die man ihnen angewiesen hat, seitdem ihre Frauen und Kinder aus Deutschland eingetroffen sind, sind sofort einige von den Kerls, die sich

hier Weiber holen wollten, mit Frauenzimmern eingefallen wie ein Flug schreiender Stare. Weiß der Teufel, wo sie diese Damen gleich aufgelesen haben. Die Gesellschaft vertrinkt den Vorschuß pärchenweise. Als man sie unter Vorstellungen hinausweisen wollte, erklärten sie: sie hätten ein glattes Recht, da zu sein, denn das seien nur ihre Bräute, und sie warteten auf die Trauung. In den Baracken sei kein Platz für Ladys und vor dem Zaune könne keiner seine Braut lassen, der seiner Sache sicher sein wolle.“

Am Morgen des Appells leisteten die Unteroffiziere und die Feldwebel und die beiden abkommandierten Leutnants und der Hauptmann schwere Arbeit. Aber es kam nach einer barschen Vermahnung und nach kurzen Befehlen aus Gewohnheit doch Ordnung in die Legionäre, und eine Abtheilung von zweihundertundfünfzig Mann, die die eigene Bereitschaft angegeben und eine willige Gefährtin zum Ehestande nachgewiesen hatten, wurde nachmittags in die Kirche geführt. Sie traten links in die Bänke. Nach einiger Zeit erschien, ein wenig verwirrt, die einzelnen, die meisten durch den heiligen Ort und die unsichere Erwartung jetzt eingeschüchtert und alle still, der Zug der Frauen. Sie nahmen rechts Platz. Pastor Wilmans ließ sie nicht lange warten. Er redete knapp und flocht hier und da, wo die Bräute ihr Teil abbekamen, einen Satz in einer Art Englisch ein. Vordem er schloß und zum gemeinsamen Segen und zur besonderen Vereinigung der einzelnen Paare schritt, warnte er, stirnrunzelnd nach beiden Seiten blickend, die Männer zu seiner Rechten auf deutsch und die Frauen zu seiner Linken auf englisch, ja nicht den Frieden des Gotteshauses bei der Handlung durch unziemliches Drängen oder Sprechen oder gar Lärmen zu stören. Darauf ging er selbst in den Mittelgang, und der Hauptmann mit der Liste stellte sich neben ihn. Es verlief auch anfangs alles ganz ordentlich, denn die ersten Eintragungen waren genau und die ersten vierzig Eingetragenen etwa waren beiderseits zur Stelle. Sie kamen heraus aus den Bänken und reichten sich die Hände und hörten das Wort und zogen den Gang hinunter und reiheten sich unten an.

Dann begannen Stockungen. Da faßte der Pastor, weil er vielleicht mit Recht meinte, Unart und Unfug nicht völlig Ernüchterter seien im Spiele, und weil die Zeit hineilte, als willensstarker Hirte einer kriegerischen Herde die zögernden Hände kräftiger und schraubte sie zusammen mit hartem Griffe. Es gab auch vor seinem zornigen Ernste keine laute Widerseßlichkeit, nur ein unruhiges Flüstern drang bald unten aus dem Schiffe, wo die eben Vereinigten wieder rechts und links Platz nahmen. Als nur noch wenige Frauen und ein größerer Trupp zum Theile ärgerlich und suchend auf die Frauenbänke hinschauender Männer den Aufruf erwarteten, wurde das Murren so böse, daß der Hauptmann es auf sich nahm: Ruhe im Gottes-
hause! zu gebieten. Während der Unterbrechung schlich ein Sergeant auf Zehenspitzen den Seitengang hinauf und meldete etwas dem Hauptmann. Der Hauptmann sagte leise und ratlos zu Pastor Wilmans: „Herr Pastor, gestatten Sie die Bemerkung, es sollen nicht immer die Richtigen zusammen-

gegeben worden sein!" Pastor Wilmans schüttelte abwehrend mit dem Kopfe und vollzog seine Pflicht unerschüttert, bis nur noch einige zwanzig Männer zur Rechten standen, deren Gefährtinnen anscheinend ausgeblieben waren. Da wandte er sich erstaunt und zürnend um. Einige Offiziere behaupteten später, er habe auf die Vorstellungen des Hauptmanns in der Sakristei ärgerlich erwidert: „Ach, die finden sich draußen schon wieder zurecht. Warum hielten Sie keine Ordnung.“ Und wahr ist ja, daß alle einen gemeinsamen Segen empfangen hatten. Aber die Antwort klingt nicht geistlich, und an dem schließlich unwürdigen Spiele waren nur die eiligen Listen und der ganze Wirrwarr vor dem Auszuge der armen Degen nach dem Kaffernlande schuld.

Rißling und Scholl und Meise saßen am Abend in der Kantine mit anderen Hagestolzen. Rißling war es nicht geglückt, ein Weib für Afrika in den drei Tagen durch Zeichensprache zu finden. Er war mit einem zerschlagenen und geschundenen Gesichte von irgendwo zurückgekommen. Es konnte scheinen, als ob die Kraker und Male ihm von Frauenhand oder Frauenhänden zugefügt worden seien. Die Kameraden hatten ihn weidlich gehöhnt: „Du bist ein so häßlicher Gauch, da kann es freilich niemand wunder nehmen. Trotzdem, du hättest die Dame festmachen sollen um jeden Preis. Eine, die sich so tapfer wehren kann — laß dich wieder ansehen — ist sicher sehr tüchtig im Bette! Du brauchtest auch gar keinen Hund zu halten in Afrika vor deinem Hause!“ Die von den gewandteren Genossen glücklich eingefangenen Jungfern riefen ihm zugleich laut lachend nach: „He, Mister, who was the lady? Tell us!“ Aber Rißling war seit dem Nachmittage wieder obenauf. Jetzt spielte er den Schiedsrichter und, was zuweilen mit der Rolle verbunden ist, im Verstorbenen den vergnügten Hezer. Scholl und Meise hatten eine Meinungsverschiedenheit. Sie gehörten beide zu den zwanzig Männern, für die in der Kirche am Ende die Gefährtinnen gefehlt hatten. Aber Scholl war beim Stillesitzen, während Pastor Wilmans von lauter Pflichten redete, eine gewaltige Ernüchterung gekommen, bis nichts mehr sein Sehen verblendete. Und da mußte er immer hinstarren auf die Hagere, Commerssprossige, Rothhaarige, die gegenüber an der rechten Stelle mit verkniffenem Munde auf den Aufruf und die Erfüllung wartete, ohne sich im Augenblick groß um ihn zu kümmern. Ihm fiel eine alte Verwandte ein daheim, und wie jene ihm die Jugend durch lauter Verbieten und Zanken gestört hatte, und eine große Angst wandelte ihn an, daß ihm die ganze Freiheit des neuen Landes verleidet werden könne, wenn wieder jemand um ihn herumspionierte und seine Gänge bewache. „Sie wird das Geld zählen. Sie wird bestimmen, jetzt sollst du schlafen gehen und jetzt sollst du aufstehen. Sie wird erklären, ich will den und jenen nicht im Hause sehen. Sie wird so lange zum Hauptmann laufen, bis ich das Wirtshaus verboten bekomme. Und außerdem ist sie noch englisch dazu!“ Die warnende Stimme überlante alles, was Pastor Wilmans sagte. Auf einmal, gerade als das erste Paar die Hände gutwillig ineinanderlegte, wurde die Angst riesengroß in ihm,

und er besann sich nicht mehr, er zählte nicht länger die Frauen drüben bis zur Rothhaarigen und seine Vordermänner diesseits ab, sondern huckte sich zusammen, so sehr er konnte, und schlüpfte aus der Bank und schob sich vorsichtig an der Seite nach rückwärts, wo ein Eckplatz leer war. Da kroch er hinein. Geduckt schaute er sich um. Er merkte, daß er bei der Flucht wohl ein paar Fußstöße abbekommen hatte, aber daß ihm niemand irgendwelche Beachtung schenkte, weil alle neugierig nach vorne sahen. Da atmete er auf und zählte von neuem, um zu erkennen, an wen er jetzt etwa geraten sei. Er rechnete als erster heraus, daß von den Weibern etliche fehlen mußten und daß es ihm, wenn er nur ein wenig Glück habe und sich klein genug mache, gut gehen könne, ohne daß er deshalb die auffällige und unsichere Flucht aus der Kirche heraus zu versuchen brauche. Er ergriff das Gesangsbuch vor sich und schlug es auf und hängte sich darüber, als wenn er andächtig lese, und war in Wirklichkeit Aug' und Ohr und wartete seine Zeit ab wie ein versteckter Bub oben in einem fremden Nußbaume, unter dem der Eigentümer suchend und ärgerlich herumgeht. Das Glück begünstigte ihn.

Sobald der aufgeregte Haufen entlassen war, machte er sich zur Kantine. Das dünkte ihm zur Zeit der sicherste Nothafen, auch schien es ihm, er habe eine Erfrischung wohlverdient. In der Kantine stellte er sich nicht unter die Trinkenden und Würfelnden an den Schanktisch. Er dachte: „Es soll mich jetzt nicht einer laut beim Namen anrufen. Morgen ist alles besser, wir sind dann doch unterwegs.“ Er streifte an der Wand hinter den Rücken vorbei und strebte dem kleinen Tische zu in der Ecke. Er erkannte Rißling und Meise erst am Tische, als er fast vor ihnen stand. Da ging er schnell heran und bot Guten Abend und setzte sich zu ihnen. Rißling fing gleich an: „Nun, wo ist also deine Angetraute?“ Scholl hob den Zeigefinger an den Mund. „Was?“ rief Rißling, „was? Du willst Ausflüchte machen?“ Da wurde Scholl ganz weiß im Gesichte und geriet in Verwirrung. Es dauerte indessen nicht lange, denn Rißling wandte sich zu dem verdrossen in das Glas blickenden Meise und stieß ihn an: „He, hast du es gehört? Scholl ist ein Leidensgefährte von dir? Vielleicht waren es ein paar Schwestern, die sich zusammen eines besseren besannen.“ Als Meise, statt eine Antwort zu geben, nur knurrte, drehte sich Rißling wieder Scholl zu. „Ist es dir auch so sehr auf die Leber gegangen, und jammerst du auch so sehr über den Verlust? Wie habt ihr es aber nur angefangen, daß sie euch zwei ansehnlichen Kerls einfach davonliefen?“ — „Niemand ist davongelaufen“, murmelte Meise drohend. Da mußte Scholl, der inzwischen seine Seele durch kräftige Schlucke gestärkt hatte, laut lachen, und er konnte nicht anders, er mußte auch ein wenig prahlig und ausgeschmückt seine Geschichte erzählen. Rißling lachte mit dem Erzähler und trank ihm zu, und er sagte zu Meise halb tröstend und halb spöttisch: „Siehst du, dieser Not bist du ohne jede Mühe entronnen!“ Aber Meise schlug mit der Faust auf den Tisch: „Er konnte es sich vorher überlegen. Durch solche Narren ist die Unordnung in die Sache gekommen. Es darf alles nichts gelten!“ — „Dho“, rief Scholl, „nichts gelten? Es muß gelten! Es gilt!“

Da war der Streit im Gange. Am Anfang war der Vorteil auf Scholls Seite, denn er war redengewandter und hatte noch weniger getrunken. Sobald indessen Meise nichts erwiderte, sondern nur böse Augen machte, sprach Rißling für ihn: „Du mußt ihn verstehen, er hat es sich jetzt in den Kopf gesetzt, daß er in dem Kaffernlande nicht einspännig leben will. Man muß auch zugeben, sie war eine hübsche Person und rote Haare hatte sie nicht. Ich habe sie selbst gesehen.“ Das reizte Meise jedesmal, daß er zu neuem Angriffe neue Worte fand, und schließlich umstand alles, was in der Kantine war, den Tisch und nahm heftig teil an dem Für und Wider.

Der Kantinenpächter hatte einen gesegneten Abend, und die Geldlade, die fortwährend klingelte und klimperte, wäre noch viel schwerer und voller geworden, wenn nicht gegen zehn Uhr einer etwas zur Türe hereingerufen hätte. „Was ist es?“ fragten die Nächsten. Stimmen sagten: „Es soll im Kamp bei den Verheirateten sein!“ Es wurde stiller und still im Raume. Meise benutzte die Gelegenheit und schrie in seiner Betrunketheit: „Es ist ein Befehl vom General, wir sollen verheiratet hinausfahren. Ich habe eine Frau! Wo ist meine Frau? General Stutterheim muß mir die Frau verschaffen!“ Niemand kehrte sich an ihn. Männer machten Fenster auf. Männer traten vor die Türe. „Man kann es hören! Ist es Feuer?“ — „Wird nicht geblasen?“ — „Bei der Wache wird Alarm geblasen.“ — „Es ist kein Feuerchein da!“ Auf einmal riefen viele: „Es ist eine große Schlägerei im Zuge im Kamp bei den Verheirateten!“ Da leerte sich unter lauten Zurufen die Kantine bis auf den letzten Mann, und das Rudel Männer lief johlend durch die Regennacht über den klitschigen Boden dem Schauplatze der Aufregung zu und Meise und Scholl stießen sich von hinten her schnell zu den Vordersten.

XVIII.

Die Bemerkungen in den spärlichen Tagebüchern der Offiziere über die wilde letzte Nacht im Lager von Browndown und die mündlichen Berichte, die die Alten ihren Söhnen überlieferten, stimmen nicht überein. Das kommt nicht daher, weil diese wahr und jene falsch erzählten. Die Alten sahen ein Bild in der Reihe von Bildern, die ihr früheres Leben ausmachte. Die Offiziere schrieben eifernd unter dem Eindruck der Nähe, wo alles so wichtig erscheint, was von Menschen künstlich gemacht und gesetzt ist. Aber wir gehören in Gottes weite Landschaft zu Tier und Pflanzen mitten hinein, deshalb muß man das Menschliche wohl auch aus der Ferne betrachten, es darf sogar darum ein wenig dämmern.

Als die erste Nachricht von der Unruhe im Kamp der Verheirateten zu Leutnant Schermbucker gebracht wurde, der die Lagerwache hatte, geschah es durch einen englischen Militärpolizisten. Der Aufpaffer meldete: „Sir, unter Ihren Deutschen ist eine richtige Meuterei ausgebrochen!“ Dem Leutnant gefiel der Ton nicht. Zwischen der Legion und den eingeborenen englischen Soldnern war es in der letzten Zeit häufig zu Handgreiflichkeiten

gekommen, bei denen die Legionäre nicht den kürzeren zogen, und wenn schon die Offiziere verstimmt waren wegen der neuen Zuchtlosigkeit im Lager, wußten sie doch, daß ihren Leuten gern eins angehängt wurde. Schermbrucker antwortete obenhin: „Danke, die Deutschen meutern nicht.“ Dann, sobald der Fremde aus dem Wege war, ging er ärgerlich hinaus, um sich selbst zu überzeugen, was es wieder gäbe, und um nötigenfalls mit ein paar kräftigen Worten Ordnung zu schaffen.

Er hörte gleich den seltsam gellenden Lärm, der nicht lange danach bis zur Kantine drang, und als er eilig an Ort und Stelle gelangte, lernte er eine neuartige Schlacht kennen. Es waren zumeist die Weiber, die das Feldgeschrei ausstießen und mit allerlei Gerät um sich schlugen. Die Überzahl der Männer war noch nicht warm geworden. Sie standen in Gruppen dazwischen und redeten trozig und verbissen aufeinander ein. Sie umringten auch Personen des anderen Geschlechtes und hingen oft zu viert an ihnen, um sie zu bewahren oder sie zurückzubehalten, und empfingen je nach ihrer Stellung gewollte und ungewollte Hiebe und Püffe. Ganz wenige Männer waren in einem richtigen Faustkampfe von Mann zu Mann. Von zwei oder drei oder selbst vier Parteien schien nicht die Rede und nicht von einem Willen und Gegenwillen.

An der befehlerischen Warnung merkten die nächsten Lobenden, daß jemand von Ansehen erschienen wäre. Da geriet Schermbrucker selbst plötzlich ins Gemenge und wußte nicht wie. „Where is Hans?“, schrillte es zornig in sein eines Ohr, „you German chaps wanted to pull our legs, I suppose!“ Auf seiner anderen Seite wurde schreiend nach verschiedenen Vornamen zugleich gefragt. Ein Schnapsbruder suchte ihm mit den Händen vor dem Gesichte herum und suchte ihm zu beweisen, er habe schon die rechte Frau, sie wolle es aber nicht Wort haben, und weil er nicht englisch zu sprechen verstünde, möge ihr der Herr Leutnant das übersetzen. Eine hagere Landsmännin, der man ihr bisheriges Gewerbe am Balsamdufte anmerkte, drohte wütend: „Ihr habt mit der heiligen Ehe Spott getrieben, ich bringe euch vor den Richter!“ Schermbrucker wurde hin und her gedrängt. Rufen und Befehlen und das Pfeifen auf der Trillerpfeife nützten ihm nichts. Er war froh, als es ihm endlich keuchend glückte, sich freizumachen und zurückzueilen zur Wache. Dort gab er die Meldung an Hauptmann Ohlsen weiter und ließ Alarm blasen. Die Wache kam zwanzig Mann stark mit aufgepflanzten Bajonetten. Da war der Kampf erst richtig entbrannt; denn die Gäste der Kantine, und was die Neugier herbeibrachte, hatten inzwischen eingegriffen, und die Männer waren endlich warm geworden. Meise focht wie ein Löwe und suchte die Verlorene und seinen Nebenbuhler, den er nicht kannte. Selbst von Scholl wurde später erzählt, er habe in der Hitze des Gefechtes wiederholt gerufen: „Donnerwetter, ich will jetzt auch meine Frau wieder haben!“

Die Wache griff derb ein, es gelang ihr und dem wetternden Leutnant erst, das Durcheinander zu entwirren, nachdem Hauptmann Ohlsen Verstärkung herbeigeführt hatte. Die Männer und Weiber wurden auf ver-

schiedene Seiten gedrückt. Auch dann war guter Rat noch teuer. Die über die Schande fluchenden und sich den Schweiß wischenden Offiziere in der Mitte zwischen den umstellten Haufen wußten wohl, wie die schon ein wenig betretenen und stillgewordenen Kämpfer von nun an fest im Zaume zu halten wären, aber wie sie die empörten und fortwährend Ausbrüche versuchenden Kämpferinnen zu einem sicheren Waffenstillstande zwingen könnten, wußten sie nicht. Sie beratschlagten und suchten sich aufzuklären über die Ursache des Streifens und wurden immer ratloser.

Es blieb der Weisheit des grauen Oberstleutnants von Hake, des Kommandanten, vorbehalten, den Knoten zu lösen. Ihm war von den kleinen Schwierigkeiten der Massentraumung berichtet worden. Er hatte in der langen Zeit, die verstrichen war, seitdem er als junger Leutnant in der Leipziger Schlacht mittat, und bis er sich anschickte als alter Oberstleutnant das afrikanische Abenteuer wieder zu wagen, dies und das zusammenreimen gelernt. Der alte Dauerlauf kam in seinem schwarzen Mantel. Er brüllte wie ein Stier. Die Legionäre erfuhren, alle Beteiligten sollten fusiliert und wenigstens dezimiert werden, und an das Kap könne keiner mit. Sogar die Weiber lauteten diesem unverständlichen Donnerwetter mit offenem Munde. Plötzlich hörte das Wittern auf, und das Poltern wurde fast gemächlich. Hake sagte: „Aber es ist mir verständlich, daß jeder Topf seinen passenden Deckel haben will, doch könnt ihr Himmelhunde nicht von mir verlangen, daß ich jetzt ausfortiere, nachdem ihr das Ausfortieren selber nicht zuwege gebracht habt. Deshalb muß alles Mannsvolk von dem Weibsvolke völlig getrennt bleiben. Wenn ihr nun durch Gnade trotz allem mit hinausgenommen werdet, so verspreche ich euch, daß ihr in der Kapstadt eure Klagen anbringen dürft, wer sich bis dahin von euch nicht eines besseren besonnen hat, und dann sollen die Unrichtigen geschieden und die Richtigen zusammengestellt werden. Damit hat jeder sein Recht!“ Darauf kommandierte er zu den Männern gewandt: „Stillgestanden! Vorwärts marsch!“ Und während der Trupp abmarschierte, geleitet von einem Teile der Wache, aus dem Hochzeitslager heraus, den früheren Baracken zu, ließ er wieder seine Stimme wachsen und drohte Hölle und Untergang allen denen, die es sich von jetzt an bis zur Einschiffung oder gar auf der Seereise einfallen ließen, nochmals in die unerhörte verdammte Zuchtlosigkeit zurückzufallen.

Da wurden die Kämpferinnen stille und krochen in ihre einsamen Zelte zurück, und nur hier und da gab es unter ihnen noch einen kleinen Wortwechsel durch die leichten Wände.

In dieser Nacht machten sich etwa siebzehn der junggetrauten Frauen auf und davon, vielleicht meinten sie, daß, nachdem die zwei Pfund Vorschuß ihrer Bräutigame in der kurzen Flitterzeit vertrunken waren, vorläufig keine besonderen Freuden mehr zu erwarten seien, vielleicht fürchteten sie, in der Kapstadt an einen unbequemen Gemahl zu kommen, vielleicht schien ihnen auch die Freiheit nach der neuen Erfahrung ein noch köstlicheres Gut als alle anderen Güter und unbestimmten Aussichten. (Schluß folgt)

Literarische Rundschau

Deutsches Volk -

Zuhause' und draußen

Bücher, die nichts mit literarischen Moden gemeinsam haben, weil sie ihr Entstehen kräftigeren Wurzeln in einer zeitlosen und bleibenden Erde verdanken, bedürfen denen gegenüber, die von ihrem ständigen Wachstum wissen, keiner Empfehlung. Wohl aber müssen alle die absichtslos Unaufmerksamen und Achtlosen, die sich einmal abseits vom programmatishen Tageslärm mit der „see-lischen Landschaft“ des deutschen Volkes, deren Gane sich innerhalb und außerhalb der Grenzen des Reiches abwechselungsreich genug hinziehen, auseinandersetzen sollten, auf ein paar Bücher hingewiesen werden, die jede in ihren Blättern verbrachte Lese-stunde allein wegen ihres darin enthaltenen schlichten Schicksales und ihres deutschen Gedankentums wertvoll sein läßt.

Die große Aufgabe, auf einem breiten Raume von der ewigen deutschen Unruhe zu berichten, hat sich Josef Ponten mit seiner Romanreihe „Volk auf dem Wege“ gestellt. Inhalt und Absicht des vor einem Jahre erschienenen Bandes „Im Wolgaland“ hat die „Deutsche Rundschau“ ihren Lesern bereits bekanntgemacht. Das neue Buch von Josef Ponten „Die Väter zogen aus“ geht in die Zeiten des Aufbruches und des Wanderns Deutscher in die unbekannte Ferne im 18. Jahrhundert zurück. Seine Begleitung ihres Weges teilt sich in drei leicht zu unterscheidende Abschnitte, deren „Ausschlüsse“ allerdings nicht in jener engen Verbindung miteinander verknüpft sind, daß man von einem einheitlichen Romane sprechen dürfte. Eher möchte man sagen, daß Ponten in drei verschiedenen Lebensromanen, in deren Mitte je einer der unendlich vielen Wanderer steht, das Geschick der Ruhlosen aufzeigt und mit dichterischen Mitteln festlegt.

Dramatisch gestaltet, wird der von den Franzosen angefachte Brand Speyers zu dem Einsaß der Erzählung über jene Tage, da Deutsche mit allen Mitteln von verdiensthungrigen Werbern als Soldaten nach Pennsylvanien und als Vorposten der Kolonisation nach Ungarn geholt werden. Christian Heinsberg und Johann Wegel, die jungen Freunde voll romantischer Vorstellungen über das abenteuerliche Leben im Lande der Indianer, ziehen los. Ponten findet dabei seine Worte, erklärende Worte, die dem Geheimnis des ewigen, deutschen Wandertriebes auf den Grund gehen. Die Menschen dieses Deutschland hassen die Fürsten und träumen von einem Kaiserreich, das idealer und gefestigter und deutscher ist als das ihrer Gegenwart. Sie suchen und müssen deshalb hinaus in die Welt. Nachen bedeutet für die beiden Helden eine letzte Station in Deutschland. Von kulturgeschichtlicher Gültigkeit ist Pontens Beschreibung der Gesellschaft dieser Stadt. Während Johann Wegel auf seinem Wege nach Amerika aus den Augen des Dichters und der Leser verlorengeht, segelt Christian Heinsberg, von den vielversprechenden Maueranschlägen der Kaiserin Elisabeth gelockt, mit neuen Kumpanen über die Ostsee. Ein Glanzstück dichterisch ungezügelter Phantasie ist die Begegnung des Jünglings Christian mit Elisabeth, nachdem er russischen Boden betreten. Neue Unruhe ist in seine Seele gesät. Sie bleibt und läßt ihn aus der sich zu dörflicher Enge zusammenschließenden deutschen Kolonie in der südrussischen Steppe entfliehen. Kalinücken nehmen ihn gefangen. Barbara befreit ihn, wird sein Weib und dem Heimat, den das Heimweh nach dem Rheine bis zu seinem Tode in Rußland schmerzt. Ein halbes Jahrhundert später, als Napoleon die Fürsten im Rheinbund fesselt, zieht ein anderer, der Bäcker Wilhelm Willich, gegen Osten. Im Er-

furt des Fürstenkongresses vom Oktober 1808, dem Ponten eine farbige Bemalung des Zusammentreffens der beiden Herren der Welt, des Zaren und Napoleons, widmet, wird Willich sehr festgehalten von den zarten Banden der Liebe. Als ein Agent des Freiherrn vom Stein ist er einen Augenblick lang Komparse in jenen Jahren der Entscheidung. Zuletzt muß er dahinmarschieren, wohin er wandern wollte. Im Zuge auf Moskau endet seine Sehnsucht.

Im letzten Teil des Epos von Ponten begegnet ein Sohn des Christian Heinsberg, den des Vaters altes Heimweh nicht ruhen läßt, und den der Wunsch, das Vaterland wenigstens einmal gesehen zu haben, zurücktreibt gen Westen, der großen Armee. Ihr Ende wird auch sein Schicksal.

In groben Zügen ist dies der Inhalt des Geschehens, das Ponten umreißt. Die Landschaftsschau eines, den selber die gleiche deutsche Unruhe ständig durch die Welt treibt, verbindet sich mit vollendetem Wissen um die gesamtdeutsche Vergangenheit in diesem breit hingelagerten Kunstwerk zu jener seltsamen und seltenen Dramatik epischer Lebensumspannung, wie sie ähnlich vielleicht die ganze Sage der Nibelungen in ihrer nicht immer lückenlosen und sinnvollen Wiederaufnahme des Schicksals einer Geschlechterfolge darst. Wenn Ponten sich angesichts eines Werkes selbst bewußt ist, daß dessen künstlerische Ausgestaltung nicht jede Feinheit der inneren Verflechtung berücksichtigen darf, weil der Gesamtwurf schon starken Atem verlangt, und deshalb schreibt: „Daß er nicht eigentlich dichte oder nur an zweiter Stelle dichte, ja denke, daß das Beste sei, das träumende Gehirn der Weltgeschichte selbst dichten zu lassen“, so ist das eine Entschuldigung, deren kein Wagemut nicht bedarf. Gern möchte er, daß sein Werk ein „Volksroman“ werde. Es ist schon mehr. Das deutsche Volksepos der letzten Jahrhunderte hat Ponten geschrieben.

Mit geringeren Mitteln und in bescheidener Absicht erzählt vom gleichen Schicksal deutscher Siedler, die im Jahre 1848 am Schwarzen Meer ihr

Deutschtum verteidigten, in seiner „Chronik von Peterstal“ Herbert Kranz. Aus bedachtsam gewählten Quellen entsteht ein knapper und belehrender Tatsachenbericht von dem Leben der Bauern, die vom Rhein und aus Württemberg kamen, auf fremder Erde rodeten, Hütten bauten, Wasser suchten und fanden und endlich den Wein der Heimat zu pflanzen begannen. Keiner Bedrängung sind diese Auswanderer gewichen, wenn es galt, ihr Deutschtum zu wahren. Nur deshalb sind sie Deutsche geblieben.

Ebenfalls in der „Grenzbotenreihe“, in derselben Ausstattung und zum selben geringfügigen Preis (Verlag Grenze und Ausland, Berlin, jedes Heft 0,30 RM., Kart. 0,50 RM.) erscheint von Herbert Kranz ein mehr novellistisch gehaltener Bericht „Verrat über Luxemburg.“ Das Leben Luxemburgs, als Grenzland und Grenzfestung zwischen Frankreich und Deutschland, ist stets von Spannungen erfüllt gewesen. Kranz greift eine Episode aus der Zeit unter kaiserlich-habsburgischer Herrschaft heraus, um die widerkämpfenden Kräfte lebendig zu schildern. Ein junger Kornett des Kaisers gerät in den Verdacht, den Bauplan der Festung gestohlen und den Franzosen hinterbracht zu haben. Seine Geschichte, für den Sohn eines Franzosen und einer Luxemburgerin, eines vaterlandslosen Gefellen, schicksalhaft, läuft spannungsvoll ab. Man fragt bei der Durchmusterung der Bändchen der Grenzbotenreihe, warum man Hefte dieses billigen Preises und dieses wertvollen Inhalts nicht häufiger in den Händen der Jugend sieht, die die gleiche Anzahler sparter Taschengeldgrotschen gern für bestimmt weniger „fabelhaft aufregende“ Detektivschwarzen ausgibt?

Zwei sehr ernst zu nehmende Arbeiten, die jede Aufmerksamkeit der besten „Deutschländer“, wie man in Österreich die Reichsdeutschen gern nennt, verdienen, gibt die „Deutsche Buchgilde in Rumänien“ heraus. Der Band „Herz der Heimat“ enthält die Gedichte Siebenbürgens und des Banats. Das zweite Buch „Himmel über dem

Ucker" (beide verlegt von Krafft & Droileff, Hermannstadt, zusammen im Geschenkkarton 7 RM.) bietet Geschichten. Die Herausgeber der Lyrik dieser deutschbewußten, südöstlichen Auslandsgruppe legen in ihrem Vorwort eindeutig klar, worauf es ihnen ankommt. Sie wollen die deutsche Dichtung Siebenbürgens und des Banats Zeugnis ablegen lassen von ihrem künstlerischen Können und ihrer formvollendeten Reife. Sie wollen durch ihre Zusammenstellung nicht einer Reihe von Dichtern Gelegenheit geben, ihren Charakter aus dem lyrischen Schaffen erkennbar werden zu lassen, sondern nur vollendete Gedichte, die künstlerisch-kritischer Betrachtung standhalten, dem Leser vorstellen. Die Charakteristik der Eingeführten ist mit wenigen Worten auf das zum Leitfaden dienende Vorwort beschränkt. Die Führer dieser dichtenden und schreibenden Kameraden, deren gemeinsame Heimat mit den reichsdeutschen Schriftstellern über alle Grenzen hinweg nichts anderes ist als die deutsche Sprache, sind ihrem Können und ihrer Bedeutung wie ihrem Einsatz nach Männer wie Adolf Meschendörfer, aus dessen beigegebenen Gedichten die „Siebenbürgische Elegie“ tief beeindruckt, und Heinrich Zillich, von dessen Gedichten „Die Ballade vom unbekannten Soldaten“ und „Die treulose Frau“ den seelischen Schimmer echter Lyrik tragen. Aus der ganzen Reihe können nur die wenigen Namen Egon Hajek, Erwin Neustädter, Peter Barth und Georg Mauerer genannt werden, obgleich die anderen der um diesen „runden Tisch“ Versammeln es nicht weniger verdienen.

Auch die „Geschichten“ aus diesem südlichen Garten, den deutsche Bauern erst fruchtbar durch ihren Fleiß gemacht haben, sind geschrieben, wie der Herausgeber Ernst Jekelius andeutet, „im ewigen Hinblick“ auf Deutschland. In die Nähe der Tiergeschichten von Hermann Löns kommt Emil Witting mit seiner Naturbelausung „Die Bärin und ihre Jungen.“ Heiterstes Lachen schenkt Johann Plattners Erzählung „Der Zigeuner und das türkische Pferd.“ Daß ein Tölpel dem anderen die Hand

wäscht, aber eine List durch die nächste Beste doch besiegt wird, lernt man aus ihr. Von einsichtiger Liebe zum Heimatboden spricht die feine und ein wenig pädagogische Geschichte „Homerusfest“ von Adolf Meschendörfer. Rührend und doch männlich zugleich ist Otto Folberths Bericht eines „MusketiERS in Siebenbürgen.“ In einem überfüllten Gasthof im Nachkriegsjena treffen sich zwei Kameraden der Heimat. Einer gibt dem anderen neuen Mut auf den Weg. Heim will der eine, die Mutter sucht der andere. Der stärkste Beitrag, was die dichterische Durchbildung angeht, ist von Heinrich Zillich mit seiner Novelle „Die Reiner-nachmühle“ erbracht.

Aus einem innerdeutschen Gau stammt der neu hervoriretende süddeutsche Erzähler Max Rohrer, der in seiner „Mär von Lenggries“ alte Überlieferungen vom Kampfe bayrischer Bauern aus Lenggries gegen die österreichischen Panduren des Herrn von der Trenck auf eine kraftvolle und mit Humor erfüllte Art frisch zu beleben weiß. Störend wirkt nur das hin und wieder nicht sichere Wechseln des Schriftstellers zwischen Hochdeutschem und Dialekt. Er sollte, wenn er selbst das Wort nimmt, beim Hochdeutschen bleiben, andererseits aber die Bauern reinen Dialekt sprechen lassen. Das würde nur einen geringen Aufwand an Selbstzucht bedeuten, der einem starken poetischen Berichtalent nicht allzu schwer fallen kann. Sehr fein ist in der Geschichte herausgearbeitet, wie sich in den Köpfen der Bauern in allen gefährlichen Lagen die Vorstellungen ihres christlichen Glaubens mit Stücken altväterlicher, religiös gewendeter Naturerklärung vermischen. Das Auftreten der Weiber als nachtgewandete Gespenster, vor denen die mutigsten aus der Trenckschen Nordbrenner-Soldateska fliehen, wird mit einer das Lachen des Lesers gewinnenden schriftstellerischen Gewandtheit aus der Vergangenheit gehoben, während das legendäre Aufstehen der toten Männer des Friedhofes zu Lenggries gegen die Übermacht der Österreicher sich zu phantastisch und etwas pietätlos hineinvermengt.

Lyrisch erklingt die „Stimme der Westmark“ in einer Anthologie der Dichtung des Saarlandes und der Pfalz, die Kurt Kölsch und Rupert Kupp gemeinsam herausgeben (RGZ-Verlag, Neustadt a. d. Haardt). Hanns Johst bekennt sich in einem kurzen Vorwort mit „Handschlag und Treugruß“ zu dieser Dichtergemeinschaft. Buchumschlag und Aufmachung lassen eine politischen Programmen nahe stehende Lyrik in dem Bande vermuten. Doch findet man sie kaum vertreten. „Keine Lyrik“, (so darf wohl im Gegensatz zur Lyrik sagen, die sich an kulturpolitischen Edikten in konjunkturjägerischer Fügigkeit orientiert), die Stimmungen mitteilt, die Musik ist, die ein Erlebnis bleibend formulieren und formen will, zeichnet den Band aus. Generationsmäßig stammen die hier zusammengerufenen Lyriker alle ungefähr aus der Zeit der Jahrhundertwende. Durchweg spürt man mit einiger Verwunderung den anscheinend gerade in den letzten Jahren in der Stille erst voll zur Geltung kommenden Einfluß der ganz wenigen überragenden Lyriker der jüngsten Vergangenheit. Unsere letzten toten Dichter: George, Rilke und Hofmannsthal scheinen die Vorbilder der lebenden deutschen Lyriker bei ihrem Nachfühlen und Vortasten zu sein. Aus der anderen vorgehobenen Ecke des Reiches meldet sich Paul Dahms mit seinen „Ostmarkgeschichten“ (Heinrich Wilhelm Hendrich, Berlin, Leinen 2,50 RM.). Er ist einer der Journalisten, die seit Jahren mit ihrer Feder für das Grenzland streiten. Anspruchslos genug für den Anspruchsvollen sind seine kleinen Erzählungen geschrieben. Dahms holt sich das Material zu ihnen aus der Geschichte Preußens und seines Ostens. Historische Miniaturen voller Leben gestaltet er daraus. Seine „Rekonstruktion“ der Tage und des Tuns von Heinrich Zischke in der Novelle „Mit bunter Fahre“ sind ein Beleg für die Weise seines Arbeitens. Der Streifzug dieser Betrachtung hat durch Teile des deutschen Schrifttums geführt, die nicht in und nicht an die Grenzen des Reiches gebunden sind.

Eine Erkenntnis daraus auch für die Gegenwart ist, daß überall da, wo deutsches Volk lebt, auch deutsche Dichtung wächst. Zuhause und draußen lebt überall dank seiner Sprache und ihrer Behüter: Deutschland. Wilmont Haacke.

Schicksale und Menschen

Der zurückgetretene englische Außenminister Sir Samuel Hoare hat in seinem Buch „Das vierte Siegel“, dessen Titel er aus der Apokalypse nahm, seine Mission in Rußland aus den Jahren 1916/17 geschrieben. Das 1930 erschienene Buch ist jetzt von Dr. Marielies Mauk ins Deutsche übertragen (Berlin, Nibelungen-Verlag). Er beweist in diesem Buch nicht nur den Blick des Staatsmanns von großer Konzeption, sondern auch den nüchternen Wirklichkeitsinn des geborenen Engländers, der es ihm ermöglicht, auch in fremdster Umwelt das Wesentliche zu erkennen. Klug und zurückhaltend begrenzt Sir Samuel den Kreis des Darzustellenden nur auf die eigene Erfahrung. Er will insgedessen keine Geschichte Rußlands geben, denn das wahre Rußland stand zur Zeit seines russischen Aufenthaltes an der Front, er gibt aber einen wesentlichen Beitrag zu dem revolutionären Geschehen, da er den Hintergrund, aus dem es erwachsen mußte, schonungslos bloßlegt. Das Buch ist ausgezeichnet geschrieben, und manche Abschnitte, wie Rasputins Tod, der Zar, eine leidvolle Frau, die Tragödie der Großfürstin Elisabeth, und das letzte Kapitel, Triumph des Nihilismus, sind in sich abgeschlossene Meisteressays. Aber auch aus diesem Buch eines prominenten Engländers verstärkt sich nur der Eindruck, wie jammervoll unzulänglich alle Hände waren, die damals sich vermaßen, das Schicksal der ins Chaos geratenen Welt zu lenken.

Hilaire Belloc, den es aus innerer Berufung treibt, das Bild großer Persönlichkeiten der Weltgeschichte durch Konfrontierung mit den Tatsachen zurechtzurücken und die Wirklichkeit der Legende entgegenzustellen, hat nun seine eigenwillige Kunst an Oliver Cromwell

versucht (Einsiedeln, Benziger & Co., deutsch von D. Beermann). Belloc ist ein harter Richter, und in psychologischer Meisterschaft legt er Cromwells Wesen aus den Beweggründen seines Handelns dar. Bestehen bleibt das militärische Genie Cromwells, seine nationale Persönlichkeit, aber auch seine Inkonsequenz und sein in persönlichen Schwächen verhafteter Charakter, die ihm letztlich nicht erlaubten, Dauerndes zu schaffen.

Einem Größeren und Einheitlicheren als Cromwell gilt das Buch von Florian Kienzl „Bolivar“ (Berlin, Alfred Metzner). Hier hielten sich Charakter, Geistes- und Willensstärke die Waage, und Kienzl versteht es, das Bild des großen Befreiers Südamerikas vom spanischen Joch mit leuchtenden Farben zu zeichnen. Es war ein Heldenkampf, den Bolivar mit unzulänglichen Mitteln unternahm, weil keine Gruppe im eigenen Lande war, die der selbstverständliche Träger eines nationalen Ideals sein konnte, während die Gegenkräfte Spanien, Napoleon und die Parteiläger des Königs im eigenen Lande stark waren. Er legte trotzdem die Grundlagen für die nationale Selbständigkeit der südamerikanischen Staaten, und es ziemt sich wohl für einen Deutschen, diesem großen Südamerikaner einen Kranz dazubringen.

„Ich sollte Kaiserin werden“ nennt Prinzessin Stefanie von Belgien, Fürstin von Lonyay, ihre Erinnerungen (Leipzig, Koehler & Amelang). Bekanntlich wurde sie mit fünfzehn Jahren die Gattin des unseligen Kronprinzen Rudolf von Österreich durch eine Heirat aus Staatsräson, die sie aus einem Elternhaus, in dem keine Wärme war, hinausführte an einen Kaiserhof, der das Beste in ihr unbeantwortet ließ, und zu einem Gatten, dessen Verstrickung schon zu weit vorgeschritten war, um von dem jungen Wesen an seiner Seite noch gelöst werden zu können. Ihre Erlebnisse an seiner Seite schildert sie offen, aber mit vornehmer Zurückhaltung. Es ist bekannt, daß die mit vierundzwanzig Jahren Verwitwete dann an der Seite des Fürsten von Lonyay, dem sie dieses Buch widmet, ein volles Glück fand, als

die einzige der schönen Schwestern aus dem belgischen Königshause.

Ein ganz anderes Frauenleben ist das der Margarete von Brangell (München, Langen-Müller): ein reiches, schönes und erfülltes Leben. Margarete von Brangell ist eine der ersten Frauen, die es gegen harten Widerstand durchsetzte, studieren zu können, und ein Ziel erreichte, das jeden Einsatz rechtfertigte. Aufgewachsen im Baltikum, studierte sie in Tübingen und arbeitete später bei Madame Curie. Im Kriege wirkte sie als Leiterin eines Lazarettes, die Bolschewisten warfen sie ins Gefängnis, die deutschen Truppen befreiten sie. Sie leitete dann in Hohenheim bei Stuttgart das Pflanzenernährungsinstitut. Ihr reiches Leben endete 1932. Aufgezeichnet hat es als ein Denkmal nobler Pietät ihre Gatte Fürst Wladimir Andronikow.

Auch sonst stehen fürstliche Personen, besonders Frauen des habsburgischen Kaiserhauses, im Mittelpunkt des Interesses mancher Schriftsteller. Gertrude Areß versucht in ihrem Buche „Marie Louise“ (Wien, R. A. Höger), das mit 22 Bildtafeln versehen ist, sozusagen eine Ehrenrettung der Kaiserin der Franzosen rein von der menschlichen und fraulichen Seite her. Dem Buch liegen sicherlich eingehende Studien zugrunde, trotzdem wird man von der Übersteigerung des Bildes dieser Frau nicht unerhebliche Abstriche machen müssen. Es ist gut gemeint, aber wird allein schon durch neue Veröffentlichungen, auf die der Wäschzettel des Verlages sogar Bezug nimmt, überholt. Denn die „Briefe Napoleons an Marie Louise“, mit Kommentar von Charles de la Roncière, in der deutschen Übersetzung von Georg Goyert (Berlin, E. Fischer, gebestet RM. 4,50, mit 7 Bildern) erschüttern das von Gertrude Areß mit so viel Liebe aufgebaute Bild. Denn diese Briefe, die in keiner Weise das halten, was man von verratenen Briefen eines Mannes wie Napoleon an seine Gattin erwartet, zeigen zum mindesten das eine: daß der Kaiser seiner fürstlichen Gattin mit einer Ergebenheit zugetan war und ihre Wege zu ebnen

verstand, die echt war und die Empfängerin solcher Gabe zum mindesten in der Zeit der letzten Krise verpflichtet hätte, mehr Charakter und Beständigkeit im Bewußtsein ihrer hohen Stellung zu zeigen, als es ihr die weibliche Schwäche gestattete. Sie hatte — vielleicht als Opfer für den Frieden Europas — ihre Hand Napoleon gereicht und hat in den Zeiten des Glanzes zweifellos nichts entbehrt. Als der Korse stürzte, hat sie ihn einfach verlassen, auch ohne Einwirkungen des kaiserlichen Hofes in Wien, und hat statt der Bewahrung würdiger Haltung die Befriedigung fräulicher Bedürfnisse vorgezogen. Es ist sehr eigen und psychologisch von hohem Reiz, zu lesen, was Napoleon in den Zeiten stärkster Krisen der Kaiserin mitzuteilen für richtig hielt, und mehr noch, was er ihr verschwieg. Die Briefe sind von einer gewissen Monotonie, sie werden jedoch ein bedeutsamer Beitrag zur Erkenntnis des Menschen Napoleon bleiben.

Der so tragisch ums Leben gekommenen Kaiserin Elisabeth von Österreich, der ermordeten Gattin Franz Josephs, gilt das Buch von Marie Louise von Wallersee „Kaiserin Elisabeth und ich“ (Leipzig, Göttenverlag, mit 15 Abb.). Marie Louise von Wallersee ist die Tochter des Herzogs Ludwig in Bayern und der Schauspielerin Henriette Mendel, die der Herzog in morganatischer Ehe geheiratet hat. Als Tochter des Bruders der Kaiserin trat sie ihr nahe und konnte in engster Vertrautheit, die sie sogar an der Abfassung der Tagebücher der Kaiserin beteiligte, Einblicke gewinnen, die anderen versagt bleiben mußten. Es ist zuzugeben, daß hier auf Grund von noch nicht zugänglichen Dokumenten Beiträge zur inneren Geschichte des habsburgischen Kaiserhauses gebracht werden, die von hohem Interesse sind. Das Buch wird aber erst richtig ausgewogen werden können, wenn die geheimen Tagebücher der Kaiserin Elisabeth, die — in 6 Exemplaren gedruckt — noch unter Verschluss sind, der Forschung zugänglich gemacht werden. Wie schon der Titel zeigt, erscheint die Verfasserin sich selber in der

Rolle, die sie spielen konnte, wohl wichtiger, als eine unbefangene und kritische Geschichtsbetrachtung sie werten wird. Sicher ist in dem Buche viel Neues über die Kaiserin Elisabeth und manches, das ihr Bild zurechtrückt, aber es ist etwas zuviel von der Verfasserin selber die Rede.

Wir haben in der „Deutschen Rundschau“ des Fürsten Pückler zu seinem Jubiläum durch einen Aufsatz von Paul Fechter gedacht. So wird es unsern Lesern willkommen sein, auf das Buch von August Ehrhard, „Fürst Pückler“, hingewiesen zu werden, das der Bedeutung dieser eigenartigen und singulären Erscheinung sowohl als Landschaftsgestalter wie als Schriftsteller vollaufgerecht wird. Es handelt sich um die Übersetzung aus dem zweibändigen Werke, das in französischer Sprache im Verlage Plon in Paris erschienen ist. Die deutsche Pückler-Gesellschaft, die Paul Drwin Rave musterhaft leitet, hat es für ihre Ehrenpflicht gehalten, diese Würdigung voll Verständnis und von schriftstellerischen Qualitäten der deutschen Öffentlichkeit vorzulegen. Wir wissen ihr dafür Dank. Die ausgezeichnete Übertragung ins Deutsche stammt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Berlin, Atlantis-Verlag. Mit 10 Bildtafeln).

Der Maler Professor Hugo Vogel, der im Weltkrieg in Hindenburgs Hauptquartier so lange gewohnt hat, hat seine „Erlebnisse und Gespräche mit Hindenburg“, mit dem die Verbindung nach seiner Wahl zum Reichspräsidenten sich wiederum aufs engste knüpfte, aufgezeichnet; seine Witwe hat die von Hindenburg selber gebilligte Fassung nun der Öffentlichkeit übergeben. (Berlin, A. Siegmund). Der ungewöhnliche Reiz dieses Buches besteht darin, daß es die bisherigen Veröffentlichungen über Hindenburg nach der rein menschlichen Seite höchst aufschlußreich ergänzt. Eine große Reihe von farbigen Bildern und Schwarzweißzeichnungen ist beigegeben.

Zwei deutsche Dichter, ein Mann und eine Frau, Wilhelm Schmidtbonn und

Ina Seidel, berichten in Selbstdarstellungen von ihrem Leben. Ina Seidel nennt ihr Buch „Meine Kindheit und Jugend“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mit 5 Bildern. 3,50 RM.). Sie schildert hier Ursprung, Erbteil und Weg, den das Geschick ihres Lebens ihr vorschrieb. Es ist grade gegenwärtig von besonderer Bedeutung, wenn ein so starkes und eigenwilliges dichterisches Temperament, wie wir es in Ina Seidel kennen und verehren, vom Menschlichen und Dichterischen her dem eigenen Ursprung nachgeht und in tieferem als dem landläufigen Sinne das Erbteil der Vorfahren deutet. Sie gibt die Geschichte der Vorfäter, eine liebevolle Schilderung der Eltern, ihre Jugendzeit in Braunschweig und Lutz, ein Zwischenpiel und die Jahre in München bis zu ihrer Ehe mit ihrem Vetter Heinrich Wolfgang Seidel. Das Buch ist ein Dokument von bleibendem Werte für die Erkenntnis des Werdens einer schöpferischen Persönlichkeit.

Auch Wilhelm Schmidtbons Buch „An einem Strom geboren“ (Frankfurt, Rütten & Loening, 6,80 RM.) ist gleichfalls ein Beitrag zum Werden und Erleben eines Dichters. Auch er spürt den Quellen des Blutes nach, die zum Entstehen des einmaligen Menschen Wilhelm Schmidtbons führten. Prachtvoll sind die Schilderungen seines Heranwachsens in der Stadt am Rhein, Bonn, von inniger Tiefe und pietätvoller Wärme die Bilder seiner Eltern. Es ist ein Buch der Unruhe eines unlöslichen Hin- und Hergetriebenseins aus dem Zwang des ewigen Suchens und einer unstillbaren Leidenschaft nach neuer Landschaft. Aus der Rheinebene treibt es ihn in die Berge, von den Bergen zum entscheidenden Erlebnis des Meeres und von dort wieder in die Berge mit vielen Zwischenstationen bis zu einer vorläufigen, mit aus Rücksicht auf die eigene Gesundheit gesuchten Heimat in der südlichen Schweiz. Es bleibt viel Ungeklärtes, aber man ist immer beteiligt an der Rastlosigkeit und dem Suchen dieses Menschen und Dichters. Man erlebt bis in kleine Einzelheiten den Weg des „verlorenen Sohnes“ vom Musiker

durch den Buchhandel zum Dramatiker. Man hat Teil an seinem Ringen um ernste und große Fragen im Kampf des Vorkriegsdeutschlands um neue Kunststile, am Ringen im Kriege um die Seele seines Volkes und an seinem Streben und Arbeiten nach dem Kriege.

Ilse Reicke setzt in ihrem Buch „Treue und Freundschaft“ ihrem Vater, dem unvergessenen Georg Reicke, dem Dichter und Berliner Bürgermeister, ein nobles Denkmal (Jena, Frommann, 3,80 RM.). Aber auch ihr erweiterte sich unversehends unter den Händen die Ehrung des Vaters zu einer Geschichte ihrer Familie. Sie ging mit Sorgfalt und Liebe den Spuren nach, die sie zu dem seemannischen Ahn führten, aus dessen Familie ihr Vater stammte. Dieser Abriß von 100 Jahren einer Familiengeschichte, der erst rein im Rahmen des Geschlechtes bleibt, weitet sich durch die Schilderung der lebensvollen und künstlerischen Persönlichkeit ihres Vaters, den eigne Anziehung und eine hervorragende Stellung in der Öffentlichkeit zu einem bedeutsamen Träger des Berlins vor dem Kriege machten, zu einer Kulturgeschichte der Zeit, die man allmählich gerechter beurteilen sollte, als oberflächliche Betrachter unter Nichtachtung der ununterbrochenen Linien deutschen Geschehens es zu tun lieben.

Zu den „Gesammelten Briefen Ferruccio Busonis an seine Frau“, die Friedrich Schwab herausgibt, schrieb Bruno Schun ein Vorwort (Erlenbach-Zürich, Rotapfel-Verlag, 432 Seiten. 5,60 RM.). Die Briefe an seine Frau sind in vieler Beziehung bedeutsam: ein Musiker, der einer der größten Pianisten, die je gelebt haben, und zu gleicher Zeit selber ein Schaffender war, legt hier von dem, was ihn im Innersten bewegte, in rückhaltloser Offenheit der Gefährtin seines Lebens Rechenschaft ab. Für das Geheimnis künstlerischen Schaffens wird hier ein wesentlicher Beitrag geliefert, aber darüber hinaus ersteht ein Mensch von einer seltenen Lauterkeit des Strebens und des Wesens, ein vornehmer und aufrechter Charakter, ein Mann, der mit letztem

künstlerischem Ernst jedes Kompromiß verschmähte und unverrückbar in Wahrheit und Ehrlichkeit an dem selbstgesteckten Ziel festhält. Aber dem Ganzen breitet sich eine feine Menschlichkeit aus, die keinen Augenblick vergißt, daß bei allen rauschenden und glänzenden Erfolgen in der ganzen Welt, auch und vielleicht gerade für den Künstler, eine wirkliche Heimat nur in der letzten Verbundenheit mit einem anderen Menschen zu finden ist.

Ernst Udet's Buch „Mein Fliegerleben“ möchte man wieder und wieder verschenken, vor allem an junge Menschen (Berlin, Ullstein. 78 Abb.). Das ist ein ganz männliches Buch ohne jede Pose, trotzdem es Leistungen im Krieg und Frieden schildert, die mehr als ein Leben mit berechtigtem Stolz und Genugtuung über das Geleistete erfüllen könnten. Vornehm ist es, wie Udet von seinen Fliegerkameraden und seinem großen Führer Richthofen schreibt, menschlich anziehend, wie er berichtet von dem Aufbau eines neuen Lebens nach dem Zusammenbruch und seinen Fliegertaten in Afrika, in Amerika, in der Arktis. Das Buch kann für eine ganze Jugend bestimmend werden, denn es zeigt, wie Udet es selber möchte, daß jeder selbst die Entscheidung treffen kann, ob er Krämer werden will oder Soldat.

Der Hindenburgflieger Karl Schwabe schildert in seinem Buche „3 × Afrika“ seine Flüge über Afrika aus den Jahren 1933, 1934 und 1935 (München, Kösel & Pustet. 5,80 RM.) mit vielen prächtigen Aufnahmen aus dem Flugzeug mit der Leica-Kamera und einer Karte. Zwei gewichtige Persönlichkeiten der Fliegerei, Christiansen und Lörzer, schreiben dem Buch ein Geleitwort. Das Buch wird seinen Weg machen, denn es ist so frisch und ursprünglich, wie es nur ein junger, von echtestem Fliegergeist erfüllter Deutscher schreiben konnte. Es ist geradezu prächtig zu lesen, wie dieser junge Mensch sein Pilotenexamen macht in dem festen Entschluß, so schnell wie nur möglich nach Afrika zu gelangen, und wie er sich dann mutterseelenallein auf den Weg macht und mit echtem Fliegerglück seinen ersten Flug vollendet,

dem nur der Ausbruch der Regenzeit ein Ziel setzt. Gefahren kennt er wohl, aber er scheut sie nicht, sondern sucht sie auf, um sein großes fliegerisches Können an ihnen zu messen. Und das alles erzählt er so, als ob es nichts wäre, und oft bricht ein urwüchsiger bayrischer Humor durch. Auf seiner zweiten Fahrt nahm er am internationalen Dajenwettbewerb teil, um endlich 1935, schon im Besitz des Hindenburgpokals, seinen dritten und tollsten Flug über den dunklen Erdbteil zu machen.

Mit dichterischem Gefühl beschreibt Joachim Maaß sein Fliegerlebnis in dem Buche „Auf den Vogelstraßen Europas“ (Hamburg, Broschek & Co. 5,20 RM.). Den ursprünglich Widerstrebenden hat bald die Leidenschaft zum Fliegen, und er gibt in beschwingten Worten und tieferer Sinndeutung eine Analyse dieser menschlichen Leidenschaft mit Ausblicken für alle auf den tieferen Sinn der Losgelöstheit von der Schwere.

R. P.

Romane

Der Sudetendeutsche Rudolf Haas schildert in seinem Roman „Der Blutzüger“ (Güterslohe, E. Bertelsmann) den Kampf deutscher Bauern in Österreich gegen die räuberischen Ungarn, Türken und die Raubhorden der Soldaten des eigenen Kaisers. Aus der furchtbaren Not solchen Grenzkampfes und der wunderbar echt ergriffenen Grenzlandluft erhebt sich der Ketter: Diez Kürisser. Die Handlung spielt in der Steiermark, sie ist bewegt und bunt und voll stürmischen und heldischen Geschehens. Diez Kürisser wächst auf zum Symbol des unüberwindlichen deutschen Grenzlandgeistes. —

Karl Friedrich Boree, dessen Buch „Dor und der September“ mit seiner hohen bisherigen Auflage nicht unberechtigtes Aufsehen erregte, läßt in seinem neuen Roman „Quartier an der Mosel“ (Frankfurt, Rütten & Loening) die beim Waffenstillstand unbesiegt heimkehrenden Soldaten einer bis zuletzt bewährten Batterie den Übergang vom Landsknecht zum Menschen

erleben, in den ersten Heimatquartieren, die sie an der Mosel beziehen. Alles, was er hier zu sagen weiß, ist echt und richtig, aber es bleibt ein schweres Bedenken. Am Schluß erschießt der Batterieführer schon in der Heimat einen auffälligen Mann, dem die Revolution den Frontgeist nahm, Familienvater von vier Kindern, und entzieht sich der rebellisch gewordenen Mannschaft durch die Flucht. So darf man denn dieses Problem doch nicht anfassien. Und dieses Ende gehört gar nicht organisch zum Thema. Das ist ein Stoff für sich, ein sehr ernster und sehr großer, den man nicht nebenbei und ohne Lösung abtun darf. Denn hier wird die Frage gestellt nach dem letzten Sinn militärischer Disziplin überhaupt und die noch größere und schwerere Frage, wann sie sinnlos wird und vielleicht sogar ein Verbrechen, auch wenn formal ihre Grundzüge solche Gewaltat rechtfertigen.

„Fliegt der Blaufuchs“ heißt der Roman von Otto Brües (Berlin, G. Grote) nach dem Kampfsuf des um seine völkische Unabhängigkeit kämpfenden Flamments. Ein Roman, der in ein brennendes Problem des neuen Europa mitten hineingreift. Der Rheinländer Brües hat das Ringen der stammverwandten Flamen innerlich erfasst und mit dem Hergen ihre Fragestellung begriffen. In seiner sicheren Art des Erzählens und Charakterisierens hat Brües die Spieler und Gegenspieler auf der flämischen und wallonischen Seite sicher hingestellt, und in der Gestalt des flämischen Aktivisten, der für die Freiheit seines Volkes jeden Weg, auch den des Trugs, zu gehen bereit ist und der weiß, daß nur das eigene Opfer den Sieg verbürgen kann, wächst so etwas wie ein Loll Mlen Spiegel des heutigen Flandern. Wundervoll ist die Gestalt des greisen Geistlichen, dem der Dienst und das Opfer für sein Volkstum Religion ist.

Ein anderer flämischer Roman, „Frau Orpha“, von Marie Gevers, verdient Beachtung (Hamburg, H. Goverts Verlag). Hier wird die flandrische Landschaft, die niemand vergessen kann, der sie je erlebte, und die wie ihre Menschen zur Stellungnahme zwingt mit Für oder

Wider, lebensnah gestaltet. Die Schicksale der Frau Orpha, die eine Liebe stark wie der flämische Boden selbst aus einer gleichgültigen Ehe zu einem Bauernknechte reißt, unausweichlich wie das Schicksal, beherrschten auch in der Erinnerung noch die Entwicklung der Erzählerin vom Mädchen zur Jungfrau, so daß durch das selbsterzählte Leben immer wieder diese Melodie der großen Leidenschaft tönt, ohne Pose, selbstverständlich wie das starke Leben des flandrischen Landes und seiner Bewohner. Marie Gevers erhielt den französischen Volkespreis, aber innerlich beheimatet ist sie im flämisch-holländischen, wo ihre Bücher einen starken Erfolg hatten. Die musterhafte deutsche Übertragung stammt von Richard Möring.

Den neuen Roman der Holländerin Jo van Ammers-Küller, „Herren, Knechte, Frauen“, übersehte Eva Schumann (Bremen, Carl Schünemann). Frau van Ammers-Küller bewährt hier erneut eine ungewöhnlich starke gestaltende Kraft, die mühelos und mit bedentsamem Wirklichkeitsinn auch die größten Stoffe meistert und sich an hohe Aufgaben wagen darf. Dieser Roman ist das erste Buch einer Trilogie, die die Geschichte des holländischen Bürgertums von 1789 bis 1813 schildern soll. Der erste Teil umfaßt die Jahre 1778 bis 1787, die Zeit der Unruhe vor der großen Umwälzung durch die französische Revolution, die sich in starken Zuckungen schon überall ankündigt. Mit meisterhafter Schärfe versteht es die Holländerin in dieser Geschichte einer Amsterdamer Regentenfamilie, wie die bürgerlichen Aristokraten genannt wurden, aus ihrem eigenen Wesen heraus das unausweichliche Geschehen, das aus eigener Schuld zur Katastrophe führen muß, verständlich zu machen. Man wird die weiteren Bände dieses Kultur- und Geschichtsgemäldes mit Spannung erwarten.

Die Frauen sind überhaupt nicht schlecht vertreten. Einen besonderen Platz verdient Elisabeth Goudges „Inselzauber“ (Potsdam, Riepenhauer). Denn auch hier lebt und handelt die Landschaft selber, und ihre Menschen sind eins mit

ihr. Der Roman spielt auf der Insel Guernsey, einer der schönsten unter den normannischen Inseln. Eine Prachtsfrau, schön und unbedingt wie die Heimatinsel, steuert mit sicherer Hand das Lebensschifflein ihres verträumten Mannes und einer Kinderschar, die so prächtig gezeichnet ist, daß man allein schon dieser Kinder wegen die Dichterin lieb gewinnt. Eine Fülle von Gestalten, deren Sonderart und Sonderbarkeiten nur im Meeresklima gedeihen können, stellt sie mit ungewöhnlicher Kraft der Zeichnung und der Charakteristik hin. Das ist ein Buch, das man gerne weitergibt. — Nicht so einfach liegt der Fall von Editha Klipstein, die mit ihrem Roman „Anna Linde“ (Hamburg, H. Goverts Verlag) debütiert. Hier ist ganz noch die Problematik der heranwachsenden Generation um die Jahrhundertwende, die in einem erbitterten Protest gegen ihre Erzieher heranzuwuchs in unklarer Ahnung, daß sie falsch geleitet wurde. Der Aufruhr gegen die Ordnungen des damaligen Seins und die Tradition verdichtet sich zu einem Haß gegen die Träger dieser Ordnung und Erziehung, der ebenso kurzfristig ist, wie die Erziehung falsch war. Anna Linde macht sich ihr Leben aus einem aufgespaltenen Gefühl, dem keine sichere Hand die Richtung wies, so quälend schwer, daß der Leser mitgequält wird. Aber Editha Klipstein hat soviel Eigenes zu sagen und kann zweifellos so viel, daß man sie gerne bald, von eigenem Beileid befreit, an einem anderen Stoffe arbeiten sehen möchte.

Das Buch von Elisabeth Schucht hingegen, „Anette im Zwiellicht“ (Bremen, Carl Schünemann), ist eine Angelegenheit von gestern. Hier wird mit unnötigem Aufwand an Gefühl das Leben vermeint künstlerischer Menschen abgehandelt in einem Denk- und Gefühlsstil, der konstruiert und der Wirklichkeit fern ist. Die Bedeutung der Künstlerin Anette und ihrer Trabanten wird keinen Augenblick glaubhaft, trotz aller Aussagen der andern und der Schreiberin über dies fabelhafte Menschenkind. Die Psychologie erinnert peinlich an bestimmte Überschätzungen des Pseudo-Künstlerischen im Vorkriegskaffeehaus.

Sehr begabt und bunt ist der Roman aus Japan: „Brandung in Kama-kura“ von Maria Piper (Bad Rothenfelde, L. Holzwarth). Maria Piper kennt Japan und die japanischen Menschen aus eigener langjähriger Anschauung. Sie kann erzählen und charakterisieren. Das Buch ist erst in seinem letzten Gehalt trotz aller Spannung in der Handlung und des sicher dargestellten internationalen Milieus. Es zeigt das Ringen einer deutschen Frau, die in der Gefahr stand, aus Zwiespalt mit ihrem Gatten, ganz in die japanische Umwelt aufzugeben, und ihre Lösung aus der Neigung zu einem Japaner. Aus tiefer Verantwortung heraus verzichtet sie auch auf das ihr liebgewordene Kind, das eine Japanerin ihrem Mann geboren hatte, weil ein Verpflanzen dieses Kindes aus westlichem Blutgemisch in deutsches Leben unmöglich bleibt. Man kann dieses Buch vergleichen mit dem berühmten der Nora Wals, weil hier eine deutsche Frau ganz das intime japanische Leben mitlebt und es von innen sieht wie dort die Amerikanerin das chinesische.

Die Südtiroler Dichterin Maria Veronika Rubatscher veröffentlicht einen neuen Roman „Das lutherische Joggel“ (Heilbronn, Eugen Salzer). Er spielt im 16. Jahrhundert in der südlichen Grenzmark und schildert den deutschen Selbstbehauptungskampf gegen das Romanentum und zu gleicher Zeit den Kampf wahren Christentums gegen eine staatlich gelenkte Religion und die blutige Gegenreformation. Es ist viel Starkes, Leidenschaftliches in diesem Buche, viel Zartes in der Darstellung von Joggels Liebe zu einer schönen Bauerntochter. Die Südtiroler Bauern sind echt. Es bleibt schade, daß der Zugang durch ein Deutsch, das keinen Ausgleich zwischen Schriftdeutsch und Tiroler Dialekt findet, recht erschwert wird.

Friede H. Kraze hat in einem Bändchen „Deutsche Weihnacht“ (Gütersloh, C. Bertelsmann) fünf Erzählungen, die alle um das Problem der entführenden Frau und Mutter als Madonna kreisen, vereinigt. Das Büchlein konnte schon im 9.—11. Tausend erscheinen.

Florian Seidls Roman „In der Hütte“ (Stuttgart, J. E. Cotta) ist ohne den großen Schatten Hamuns nicht denkbar. Aber Seidl verleugnet das große Vorbild nicht und hat genug aus Eigenem zu geben, daß ein nachdenkliches Werk entstand. Ein Künstler, der in Verbitterung über eine fehlgegangene Liebe in die primitive Einsamkeit einer Berghütte flieht, lebt in einfachem Menschentum mit den einfachen Menschen des Dorfes und gibt einer elementar aufschießenden Neigung der jungen Schlossherrin trotz allem Locken in männlicher Verantwortung nicht Raum und findet so nach innerlicher Lösung wieder zurück zu seinem eigentlichen schaffenden Leben.

Josef Mühlberger, der sudetendeutsche Dichter, für den der Insel-Verlag sich mit Energie einsetzt, läßt in seinem neuen Roman „Die große Blut“ die Natur und die Landschaft handeln in ihren Menschen, die in ihrer Gebundenheit an die Erde fast wie Organe der wilden, reichen, zeugungsmächtigen Natur sind. Um den Bauernburschen Syriak, stark wie der Boden selbst, kämpfen die Mädchen des Dorfes, die er alle gewinnt wie die schöne Zigeunerin, und die er alle lachend preisgibt wie die Natur ihre Geschöpfe, wenn sie ihren Sinn erfüllt haben. Er wird das Opfer der blutigen Rache der beleidigten Frauen, die sich zu seiner Vernichtung zusammenschließen. Nur die eine, die ihn nicht nur mit den Sinnen, sondern mit dem Herzen liebt, wird die Trägerin der Erlösung des schweren Geschehens, indem sie ihrem Leben in einer harten Ehe mit einem ungeliebten Mann so viel Sinn gibt, daß auch das sinnlos verschwendete Leben des Geliebten eine letzte Rechtfertigung erfährt. Mühlberger malt mit satten und feurigen Farben: fast mehr noch als seine Menschen lebt die Landschaft in ihrer ertümlichen Kraft.

Es ist viel Gutes an Übersetzungen herausgekommen, und der deutsche Verlag hat hier einen sicheren Instinkt bewiesen. Da verdient auch der neue Roman von William Faulkner, dem bekannten amerikanischen Dichter, „Licht im August“ besondere Beachtung (Berlin, Rowohlt). Es ist ein unerbittliches Buch,

das ein Amerika schildert, in dem Selbsthilfe und Gewalt aus dem eigenen Geseß heraus noch Selbstverständlichkeiten sind. Es geht um den Konflikt des Blutes zwischen Schwarz und Weiß, wobei der Mischling auf der schwarzen Seite mitläuft. Hier herrscht noch elementarer Haß, und Vergehen gegen das Blut werden geahndet mit erbittertester Verfolgung bis zum Tod des Schuldigen.

Mikkjel Fjønhus, der norwegische Dichter, dessen Bücher „Der Tollelech“, „Die Wildnis braust“, „Zampa, der Silberfuchs“ und „Die Löwen am Kilimatsai“ berechtigtes Aufsehen erregen und andere Dierdichter, selbst Bengt Berg, in etwas verdunkelten, hat in seinem neuen Buche „Wölfe“ ein Meisterwerk geschaffen (München, E. H. Beck). Das Buch ist von echter Dämonie, es führt hinein in das unberührte Land zwischen Schweden und Norwegen, wo die Lappen mit ihren Rennierherden hausen und versprengte und entgleiste Menschen der weißen Kultur eine Zuflucht suchten und wo die Wölfe ziehen als die großen Freibenter der Landschaft. Die große und wilde Natur mit ihren Geschöpfen, ihren Wäldern und Seen, ihren Bergen und ihrem Schnee spricht hier unmittelbar. Wir werden gepackt von dem tödlichen Haß der Lappen gegen die Mörder ihrer Herden, die grauen Wölfe, die großen Räuber. Wir erleben in atemloser Spannung selbst beteiligt, die Jagd auf diese Feinde mit ihren unerhörten Ausspannungen der menschlichen und tierischen Kraft. Wir miterleben das Ringen um die stillen Tragödien der menschlichen und tierischen Kreatur in der Unbarmherzigkeit der harten Natur, wo nur der Starke, Mensch und Tier, sich bewährt. Die darstellende Kraft ist so groß, daß wir schließlich von der Dämonie der großen, blutgierigen Räuber so gepackt sind, daß wir den letzten Kampf in beteiligter Spannung mitsämpfen.

Erwin Wittstock, dessen großen siebenbürgischen Roman wir hier mit warmer Zustimmung anzeigten, gibt unter dem Titel „Die Freundschaft von Kockelburg“ (Langen-Müller, München) in der äußeren Form einer Rahmen erzählung die Erlebnisse von sieben Schul-

Kameraden, die die Muße in einem einsamen Waldgasthaus benutzen, das, was ihnen aus ihrem Erleben am merkwürdigsten schien, sich gegenseitig mitzuteilen. Das Wertvolle ist das besonders Siebenbürgisch-Sächsishe, während die Erzählungen nicht alle den gleichen Rang bewahren.

Victor Meyer-Eckhardt hat in seiner Erzählung aus dem Morgenlande „Das Glückshündlein von Adana“ (Berlin, Atlantis-Verlag), mit farbigen Bildern von Walther Gösser, fast in der Art der Märchen aus Tausendundeine Nacht ein Bild von orientalischer Bunttheit hingezaubert, in dem geheime Kräfte, Geister und tapfere Menschen glaubhaft leben und handeln, in einem Stil einer edlen Prosa, so daß wir uns von dieser sicheren Hand willig in das Wunderreich einer reichen dichterischen Phantasie mitnehmen lassen.

Hart und unerbittlich wie das Leben selbst ist der Roman von Maria Zierer-Steinmüller „Knecht Medardus wird Herr“ (Stuttgart, J. G. Cotta). Im Glend des Krieges aufgewachsen, durch Blutschuld der Mutter in einer Wahnsinnstat in seinem Leben gehemmt, setzt ein armer, tüchtiger und fleißiger Bauernjunge unter härtester Anspannung seiner Kräfte und seines Willens seinen Lebenswunsch durch, ein Stück Boden sein Eigen nennen zu dürfen. Diese Bauern stehen da wie aus härtestem Holz geschnitzt, und von den Brutalitäten des Lebens ist nichts gemildert oder verfälscht. Die Verfasserin ist selber die Tochter eines bayrischen Bauern, der nichts von den Grausamkeiten des Lebens fremd ist. Hier hat sich ein ursprüngliches darstellerisches Talent zum Worte gemeldet.

Der Verlag E. Schönemann, Bremen, hat zum Preise von RM. 1,50 eine Reihe von Bändchen herausgebracht, die Beachtung verdient. Paul Gurf gibt Fabeln, Märchen und Legenden unter dem Titel „Die bunten Schleier“, Franz Nabl Erzählungen „Das Meteor“, Arthur Maximilian Müller eine Erzählung „Martin und Martene“ und Wilhelm Michel „Das Herz im Alttag“, eine dichterisch-

denkerische Auseinandersetzung mit uns selbst und unseren Mitmenschen mit der Forderung, durch Selbstbesinnung sich zu bewahren. D. R.

Deutsche Geschichte

Johannes Böhler hat den zweiten Band seiner „Deutschen Geschichte“ erscheinen lassen unter dem Titel „Fürsten, Ritterschaft und Bürgertum“ von 1100 bis um 1500 (Berlin, Walter de Gruyter. 423 Seiten mit 8 Tafeln. 7,20 RM.). Der erste Band umfaßt bekanntlich Urzeit, Bauerntum und Aristokratie bis um 1100. Die programmatische Fragestellung seiner Arbeit, die der erste Band mit großer Klarheit herausarbeitete, ergänzt das Vorwort des zweiten Bandes. Im Vordergrund der Darstellung stehen Schicksal und Leistung des deutschen Volkes. Dankenswerterweise hält Böhler an der These fest, daß der Ablauf der Geschichte nicht nur nach dem Gesetze eines Naturvorganges zu werten sei, da nichts an ihm selbstverständlich sei, sondern auf den Schicksals- und Leistungsgedanken komme es an. Aus seiner richtigen Erkenntnis erwächst dann die Ehrfurcht vor dem deutschen Schicksal und der Stolz auf die deutsche Leistung. Aus der Sicherheit seiner umfassenden Kenntnis und seinem deutschen Ethos heraus führt Böhler diesen Grundgedanken auch im zweiten Bande durch. Für ihn ist entscheidend der Erlebniswert, nach dem die deutsche Geschichte in ihrem Ablauf einzuordnen ist. Den drei Büchern „Der Übergang vom bäuerlich-aristokratischen Zeitalter zum Hochmittelalter“, „Das Hochmittelalter“ und „Das Spätmittelalter“ sind nach einem umfassenden Rückblick Anmerkungen, Register und Verzeichnis der benutzten Literatur beigegeben. Böhlers Arbeit wird das Interesse aller derer finden, die sich mit Ernst um den rechten Sinn des deutschen Schicksals, dargestellt an der Geschichte des deutschen Volkes, bemühen.

„Deutsche Geschichte bis zum Weltkrieg“ heißt das große Buch von Dr. Alphons Nobel (Bonn, Verlag der Buchgemeinde, mit 10 ganzseitigen

Karten und 10 Abbildungen. 5,80 RM.). Das Werk ist dem Andenken des unvergessenen Franz Röhre gewidmet. Von der Vorzeit bis zur wilhelminischen Epoche geht die laufende Darstellung. Die Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegszeit sind in einer Chronik erfasst. In dem Rückblick und Überblick ist eine ausreichende Stellungnahme, die die großen Linien fortführt, gegeben. Alphons Nobel ist getragen von der Überzeugung, daß nach dem traurigen Irregehen des deutschen Volkes nun endlich der Tag gekommen sei, an dem der Sinn des deutschen Schicksals offenbar werden müsse. Er schreibt seine Geschichte von dem klaren und sicheren Standpunkt des deutschen Katholiken. Das Buch kann, richtig verstanden, an seinem Teil wesentlich mit dazu beitragen, die „Fremdheit“ zwischen den Konfessionen mit beiseitigen zu helfen, denn überall kommt das Grundsätzliche einer festen Auffassung heraus, mit der auseinanderzusetzen sich gerade für die Protestanten lohnt. Nobels Standpunkt äußert sich in einer besonderen Atmosphäre, aus der heraus er das deutsche Werden auffaßt und würdigt. Darüber hinaus verzichtet er auf besondere Werturteile und übt eine ruhige Zurückhaltung. Wir bejahen dieses Buch aus den angeführten Gründen und sehen in ihm einen besonders wertvollen Beitrag von katholischer Seite im Ringen um die Sinnbedeutung der deutschen Geschichte.

Ein neuartiger Versuch ist Werner Heiders „Deutsche Geschichte von Dichtern gesehen“ (Berlin, Reimar Hobbing. 518 Seiten mit 16 Bildtafeln). Das Buch geht davon aus, daß so vielen Deutschen die deutsche Geschichte weniger aus den Lehrstunden in der Schule als im Roman und auf der Bühne lebendiges Erlebnis geworden ist. Durch die Zusammenfassung von Beiträgen zur deutschen Geschichte in chronologischer Zusammenstellung von der Urzeit bis zum Weltkrieg aus den Werken von vierzig deutschen Dichtern ergibt sich zwar kein einheitliches, aber ungewöhnlich reizvolles Bild, denn jeder einzelne der Dichter spricht den Leser unmittelbar an und greift ihm stärker

an die Seele, da er mehr zur Stellungnahme nötigt als eine Reihe von historischen Darstellungen. Von Kleist bis zu Hans Grimm sind die wesentlichen dichterischen Beiträge zur deutschen Geschichte erfasst. P.

Ein Buch vom deutschen Volkstum

Als ein Monumentalwerk ist im Verlage F. A. Brockhaus (Leipzig) „Das Buch vom deutschen Volkstum“ erschienen, das mit vielen berufenen Mitarbeitern, von denen wir Erich Keyser (Danzig), Richard Gaki, J. M. Mannhardt, K. L. v. Derßen, Sedor Ammann, Richard Benz und Friedrich Burgdörfer, sowie Hermann Illmann und Hans Steinacher besonders nennen wollen, Paul Gauß herausgibt. Das große Format von 25,5:32 cm erlaubt es, die 136 bunten Karten, 1065 Abbildungen und 17 Übersichten so anschaulich zur Darstellung zu bringen, wie es der behandelte Gegenstand wohl verdient. Das Buch ist ein höchst erfreuliches Zeichen, wie weit das volksdeutsche Denken jetzt auch den weitesten Kreisen in muster-gültiger Form nahegebracht wird. Wesen, Lebensraum und Schicksal des deutschen Volkes werden hier beschrieben unter der ausdrücklichen Zielsetzung, nicht an irgendwelchen staatlichen Grenzen Halt zu machen, sondern das deutsche Volkstum in der ganzen Welt zu berücksichtigen. Die Problematik des Stoffes wird zwar gezeigt, aber in einer Weise, die die Lösung und Beantwortung der brennenden Fragen in sich trägt. Im ersten Bande wird ein Überblick über das deutsche Volk als Ganzes, seine Verbreitung in der Welt unter besonderer Würdigung von Mitteleuropa, die Stämme und Rassen, aus denen es zusammenwuchs, die Sprache und die Denkmale deutscher Kultur und Kunst, zum Teil nach neuen Methoden untersucht. Der zweite Band bringt Einzelschilderungen der verschiedenen Siedlungsgebiete von Rußland bis zu den Niederlanden, von Südtirol bis Ostpreußen, von Polen nach Ungarn. Auch das Überseedeutstum, besonders

das in Nordamerika, und das Kolonialdeutschum werden genügend berücksichtigt. Der dritte Teil endlich bringt Vorgeschichte des deutschen Volkes. Hier sind besonders bemerkenswert die Gesichtskarten, die aus neuen fruchtbaren Gesichtspunkten entstanden. Am Schluß schreibt Hans Steinacher in mustergültiger Zusammenfassung über die volksdeutschen Gedankengänge, die das ganze Buch beherrschen. Das Buch rechtfertigt jede Empfehlung, der Preis für den gut gebundenen Leinenband beträgt 20 RM.

D. R.

Kunstbücher

Carl Spitzwegs Leben und Werk hat Hermann Uhde-Bernays seinerzeit unter dem Titel „Carl Spitzweg. Des Meisters Leben und Werk“ im Verlag R. Piper & Co. (München) erscheinen lassen in der bekannten mustergültigen Bildwiedergabe dieses Verlages. Das Buch liegt jetzt in zehnter, vermehrter und ergänzter Auflage vor. Das Buch kommt gerade zur rechten Zeit, weil bei Spitzwegs fünfzigstem Todestage das Interesse und die Freude an diesem echten Romantiker mit allem seinem Reiz und seinem Glanze wieder lebhaft erwacht ist. Das Buch wird dazu beitragen, sein unvergessenes Werk zum wirklichen Besitz des deutschen Volkes zu machen. Uhde-Bernays ist der geborene Mittler hierfür (12 RM.). — Im gleichen Verlage erschienen Ernst Barlachs „Zeichnungen“ mit einer Einführung von Paul Fechter (7,50 RM.). Wir weisen unsere Leser nachdrücklich auf diese Veröffentlichung hin, in der Barlachs Zeichnungen ganz besonders eindrucksvoll herauskommen, und werden mit Paul Fechers eignen Worten auf diese Veröffentlichung zurückkommen. — Im Rembrandt-Verlag (Berlin) sind zwei in ihrer Art gleichfalls vollendete Veröffentlichungen erschienen. „Hans Thomas Leben und Werk“ würdigt in berufener innerer Verwandtschaft Hermann Eris Busse. Hundert Abbildungen sind aufgenommen und zwei farbige Tafeln (6,50 RM.). — Das Werk der deutschen Bildhauerin

Kenée Sintonis führt Hanna Kiel ein mit großer Lebendigkeit. In neunzig Abbildungen erstreckt das ganze Werk, ihre lustigen Tiere, die in künstlerischer Vollendung Natur, Anmut, Bewegung und Ruhe ausdrücken, ihre Bildnisse, ihre Menschen. Gerade in den Bildnissen kommt die große Wahrhaftigkeit, die diese deutsche Bildhauerin beseelt, zum Ausdruck (6,50 RM.).

Im Verlag Fritz Knapp und Woldemar Klein (Berlin) gibt A. E. Brinckmann „Deutsche Farbblätter“ heraus in Verbindung mit Männern wie Feulner, Leidinger, Posse, Voß und Wölfflin. Dieser Plan, von dem die erste Lieferung vorliegt, verdient schon seiner Anlage wegen wärmste Förderung, denn hier ist ein Weg gesucht und gefunden, um die Bedeutung der Farben auch den breiteren Massen nahezubringen. (Preis der Einzellieferung 4,50 RM.). In die erste Lieferung sind aufgenommen von einem westfälischen Meister „St. Johannes Ev.“, Text von Joseph Bernhart, von Dürer „Kalthreuth“, Text von E. A. Brinckmann, von Willmann „Das Bernhardwunder“, Text von Cornelius Müller, von Blechen „Die Bucht von Spezia“, Text von Paul Drtwin Rave, von Menzel „Das Balkonzimmer“, Text von Fritz Nemitz. Die neue Farbenreproduktionstechnik bewährt sich glänzend. Hier ist ein Anschauungsmaterial für Schule und Haus geboten, das zu fördern im deutschen Interesse eine sittliche Pflicht ist. — In der Sammlung „Die silbernen Bücher“ (Berlin, Woldemar Klein) ist neu erschienen Pieter Brueghel „Flämisches Volksleben“ mit zehn farbigen Tafeln und dreizehn Textabbildungen, eingeleitet von Max Dvorak (2,80 RM.). Das Bändchen befriedigt nicht voll, denn die farbigen Bilder erinnern an alte Holzschnitte. — Als neuer Band der „Blauen Bücher“ ist erschienen „Alte deutsche Städte“ in Ansichten aus drei Jahrhunderten (Königstein, Karl Robert Langewiesche. 2 RM.). Den Text schrieb Heinrich Höhn. Die Auswahl ist ausgezeichnet und gibt eine unvergeßliche Überschau über die alte deutsche Stadt, die ein geschlossener,

gewachsener Organismus war. — In der Sammlung „Der eiserne Hammer“ leitet Karl Scheffler ein besonders reizvolles Bändchen ein: „Ein deutscher Altar des Tilman Riemenschneider“ mit einunddreißig Bildern (0,90 RM.). Es handelt sich um den Marienaltar, der für die Greglinger Wallfahrtskirche geschnitten war. Das schlichte Kirchlein birgt einen unendlichen Schatz, denn gerade dieser Altar ist eines der wundervollsten Meisterwerke deutscher Holzplastik. D. R.

Kröners Taschenausgaben

In dieser hervorragenden Sammlung sind neu erschienen: Plutarch, Helden und Schicksale, herausgegeben von Wilhelm Nr (Leipzig, A. Kroener. 4 RM.). Das ist eine unentbehrliche Ergänzung zu seinem „Griechischen und Römischen Heldenleben“, denn die ungewöhnliche darstellerische Kraft Plutarchs strahlt hier besonders hell. Aufgenommen ist das Leben Dions, des Pelopidas, Phokions, Agis' und Kleomenes', Coriolans, Flaminius', Cicerus', Brutus'. Die Übersetzung ist hervorragend, die Erläuterungen und Anmerkungen völlig ausreichend.

Aus Heinrich von Treitschkes kleineren Schriften traf Dr. H. Heffter eine geschickte Auswahl: „Deutsche Kämpfe“ (3,25 RM.). Hier finden wir den Meisteraufsatz „Das deutsche Ordensland Preußen“, seine Rede „En-

ther und die deutsche Nation“, die Bilder Königin Luise und Heinrichs von Kleist neben vielen anderen.

Aus Herders Gesamtwerk traf Willi Koch eine Auswahl, die überzeugend Herders Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Volksbewußtseins beweist: Mensch und Geschichte. (3,25 RM.). D. R.

Das Taschenbuch der Kriegsflotten

Dieser von Korvettenkapitän a. D. Weyer (München, J. F. Lehmann. 10.— RM.) begründete unentbehrliche Begleiter jedes für die deutsche Seegelung Interessierten, liegt jetzt im 30. Jahrgang vor. Heraus gibt ihn jetzt Leutnant zur See a. D. Alexander Bredt, 815 Schiffsbilder und 4 farbige Flaggentafeln sind beigefügt. Die Zuverlässigkeit und Sicherheit dieses führenden Buches bewährt sich auch der neuen, sehr viel verwickelteren Lage gegenüber, da die neuen Flottenbaupläne aller Nationen berücksichtigt sind. Wesentlich sind auch die Angaben über die Flottenverteilungspläne und die über die Marineluftstreitkräfte der Großmächte. Dieses tüchtige Buch ist erweitert durch Ausbau der Tafeln über Rangbezeichnungen, Rangabzeichen und Kommandozeichen, sowie Entfernungstafeln. Der Weyer — denn diesen Namen wird er behalten — ist das beste und zuverlässigste Unterrichtsbuch über die Kriegsflotten der Welt. D. R.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Reinhard Piper, München. — Dr. Hilde Herrmann, Berlin. — Walter Krieg, Berlin. — Hans Stein, Bad Lauterberg/Harz. — Dr. Hans Grimm, Klosterhaus Lippoldsberg/Weser bei Bodensfelde. — Wilmont Haacke, Berlin.

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Bei Anfragen ist das Rückporto beizufügen.

e herausgekommen und bis zu den geschichtlichen
gen der Saarabstimmung und der Entfremdung
Österreich fortgeführt. Josef Magnus Wehner
zählt aus seiner Heimat „Geschichten aus der
Jön“, die die Sonderart in Brauch und Wesen dieser
enschen lebendig festhalten. Kurt Eggers will in
nem Buche „Vom mutigen Leben und tapferen
erben“ den jungen Menschen den Weg zum
rischen Wesen weisen und ihnen helfen, die Forde-
ig nach dem totalen deutschen Denken zu erfüllen.
eichfalls an die jungen Kameraden wendet sich Ger-
d Schumann mit seinen Dichtungen für eine
meinschaft „Siegendes Leben“. — In der Reihe
billigen Bildbändchen des Bibliographischen
tituts gibt Karl H. Diezel eine historisch-
graphische Darstellung vom Werden und Wesen
deutschen Kolonien mit vielen Bildern, und
Amuth Burckhardt führt ein in das Gelände-
ichnen. Das ist ein fruchtbarer und einprägsam
wirklicher Gedanke. Die Zeichnungen und die
ileitung zur Landkartendarstellung beweisen, daß
Burckhardt die Bedürfnisse aus der Praxis kennt.

Eine neue Reihe „Die kleine Geschichts-
cherei“ führt sich mit neun Bänden vorteilhaft
(Berlin, Reimar Hobbing. Je Band —,90
M.). Sie will Quellenwerke, Auszüge aus
großen Geschichtswerken und Einzeldarstellungen
prender Persönlichkeiten bringen. Die bisher er-
ienenen Bände zeigen besonnene Auswahl und
elfseitigkeit. Bisher liegen vor: Max Hein „Der
benjährige Krieg“; Ernest Lavisse „Friedrichs des
großen Vater“; Peter Lauthard „Brockdorff-
auhan contra Versailles“; Wilhelm v. Giese-
eche „Deutsches Kaisertum im Mittelalter“; S. D.
afsmann „Die Wiedertäufer“; Dietrich Schäfer

(Fortsetzung auf Seite VII)

Das Buch vom deutschen Volkstum

Wesen · Lebensraum · Schicksal

Eine grundlegende Gesamtschau über das
Deutschtum in aller Welt in Wort Bild u.
Karte: Verbreitung u. Sprache, Stämme
u. Rassen, Wirtschaft u. Recht, Geschichte,
Kunst und Kultur.

39 Mitarbeiter. Über 1000 Bilder, 136 bunte
Karten, 436 Seiten. — Preis 20 Mark.
Die Buchhandlungen vereinfachen auf Wunsch
gern Ratenzahlungen.

Reichbebilderte Ankündigung kostenlos und
unverbindlich durch jede Buchhandlung oder von
F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG C1

Eugen Diesel Ringen um Europa

„Wer ein Bild vom heutigen Europa gewinnen will, dem wird
dieses Buch gute Dienste tun.“ (Mitteldeutschland, Weimar)

Kartonierte 1 RM. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig

eben ershien:

Deutsche Kurz- schrift

Von
Untv.-Lektor
Weinmeister
S. mit vielen
Beispielen.
Preis 90 Pf. geb.
Zum Selbst-
unterricht für
Fänger und zur
Fortbildung für
Fortgeschrittene.
In jeder
Buchhandlung
Bibliographisches
Institut AG.
Leipzig

QUALITÄT



37 jährige Erfahrungen
im Schreibmaschinenbau
liegen den beiden Quali-
tätserzeugnissen IDEAL
und ERIKA zu Grunde.
Bitte informieren Sie sich
unverbindlich in der
Werbeschrift Nr. 1184

AG. VORM. SEIDEL & NAUMANN, DRESDEN

Unentbehrliche Schriften zur volksdeutschen frage

Statistisches handbuch des gesamten Deutschtums

Von Wilhelm Winkler, Direktor des Institutes für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien. Herausgegeben im Auftrage der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Verbindung mit der Deutschen Statistischen Gesellschaft. In Leinen geb. RM. 10.—

Mit allen Mitteln der statistischen Wissenschaft geschaffen, ist dieses Werk doch nicht trockenes Zahlenmaterial, sondern der verbindende Text gibt ein lebendiges Bild des gesamten Deutschtums: politische und soziale Verhältnisse, Geschlechts- und Altersgliederung, Siedlungsweise und Bevölkerungsbewegung, Berufs- und Betriebsstatistik, kurz alle wichtigen Belange der Deutschen in allen Staaten der Erde finden in diesem einzigartigen Werke die erste zusammenfassende und grundlegende Darstellung.

Der neue herr von Böhmen

Eine Untersuchung der politischen Zukunft der Tschechoslowakei.

Von Dr. Gustav Peters. Kartoniert RM. 3.—

Die Probleme der Tschechoslowakei, die durch deren Lage in der Mitte Europas und durch die Zusammenfassung verschiedener fast gleich starker Volksteile in einem Staate von besonderer Schwierigkeit sind, finden in diesem Buche eines Sudetendeutschen eine gerechte Beurteilung, und der Verfasser macht Vorschläge für die zukünftige staatliche Gestaltung, die in allen Lagern größtes Aufsehen erregt haben.

Die Verfassung des Memelgebietes

Von Albrecht Rogge, Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrecht. Preis RM. 10.—

Das grundlegende Werk über die Rechtslage des Memelgebietes, das Litauens Gewaltpolitik ins klarste Licht setzt.

Die kirchliche Rechtslage der Deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa

Von Dr. Theodor Grentrup, S. V. D., Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrecht. Kartoniert RM. 11.—

Diese Sammlung der die Kirche betreffenden Gesetze aller europäischen Staaten, in denen deutsche Minderheiten leben, gibt ein anschauliches Bild der heutigen Kulturlage Europas. Die Unterteilung des Stoffes nach den einzelnen Staaten und innerhalb dieser nach Völkerrecht, Konkordatsrecht und Staatskirchenrecht, Kanonisches Recht macht die Sammlung klar übersichtlich.

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU G.M.B.H. BERLIN

ismarcks Kampf um die Wehrmacht"; Friedrich Kleiermacher „Patriotische Predigten"; Friedrich Wiegand „Entdeckung des Volkstums"; Arthur Roß „Abu Saud gründet das Gottesreich abien". Eine weitere neue Reihe „Die deutsche Ergbücherei", herausgegeben von Hans Leifsim (Graz, Verlag Styria), stellt sich die Aufgabe, Liebe zur Natur Quellen des Wissens und der Verbundenheit zu erschließen. Als Symbol dieser Sehnsucht nach Naturverbundenheit setzt sie den Berg und will versuchen, aus den Quellen der Bergwelt der vagen Sehnsucht nahrhafte Kost zu geben. Wenn es ihr gelingt, sich von jeder Phrase und jeder Literatur fernzuhalten, kann hier etwas Nützliches geschaffen werden. Bisher sind erschienen: Band 1, Sigi Lechner „Schicksal in den Bergen"; Band 2, Franz Zaucher „Gedichte vom Berg"; Band 3, Josef Friedrich Perkonig „Der Steinbock"; Band 4, R. H. Francé „Das kleine Reich der Alpenpflanzen"; Band 5, Tarjei Vesaas „Die Glocke im Hügel", ein feines Büchlein eines schwedischen Dichters; Band 6, Rudolf Rauch „Der Ruf vom Nanga Pabat". D. R.

★

Soldatenfibeln

Grade an den Anleitungen für den täglichen Dienst: Führer und Unterführer kann man am besten den Geist erkennen, aus dem heraus das Ganze gesetzt wird. War doch im Infanterieerzieherreglement

(Fortsetzung auf Seite VIII)

NUR
RM. 8.30
monatlich



Mercedes

kostet die bewährte Mercedes „Prima“-Kleinschreibmaschine bei einer Anzahlung von nur RM 16.80 und 24 Monatsraten (Barpreis RM 186.—). Schnell, sauber und spielend leicht erledigen Sie alle Schreibarbeiten auf der Mercedes „Prima“, die im handlichen eleganten Koffer überall mitgenommen werden kann. Alles Nähere über die Mercedes „Prima“ erfahren Sie durch



**Büromaschinen-Werke A.G.,
Zella-Mehlis in Thüringen**

Ein Appell an Alle!

EWALD AMMENDE

MUSS RUSSLAND HUNGERN?

MENSCHEN- UND VÖLKERSCHICKSALE IN DER SOWJETUNION

XXIV und 356 Seiten mit 22 Abbildungen. Preis brosch. RM. 6.—, Leinen geb. RM. 7.50

Nachdem dies Buch geschrieben ist, das zugleich eine bisher nicht vorhandene Darstellung der Methoden sowjetischer Politik in einem konkreten Fall gibt, kann niemand sagen, er habe nichts gewußt — und sich ebenfalls die Hände waschen.

Irgendwo ist dies bisher erschütternder und überzeugender nachgewiesen worden als in diesem Buch, das jeder annehmen muß, der es unternehmen will, über die heutige Lage im sowjetrussischen Paradies ein begründetes Urteil abzugeben.

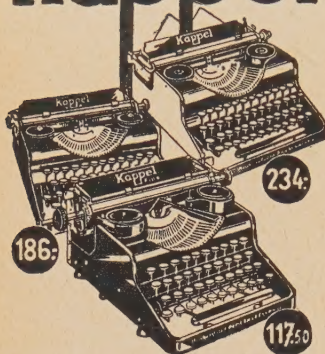
zum erstenmal werden in einem größeren Zusammenhang die Zeugnisse über Rußland gesammelt, konfrontiert und auf ihren Wahrheitsgehalt gewogen. Dabei kommt dem Verfasser die Kenntnis des Landes und der Sprache zustatten. Man hat zum erstenmal eine kritische Untersuchung und Vergleichung der Quellen. Die Berichte selbst sprechen mit der ungeheuren Wucht der Tatsächlichkeit.

Der Einspruch Ammendes ist so eindringlich und überzeugend, wie eben nur die Wahrheit eindringlich und überzeugend sein kann.

Neue Zürcher Zeitung
Völkischer Beobachter

VILHELM BRAUMÜLLER VERLAG · WIEN-LEIPZIG

Kappel



Obige Preise verstehen sich einschließlich Koffer

MASCHINENFABRIK KAPPEL

G. m. b. H.

CHEMNITZ-KAPPEL

ment der alten Armee deutlich der Geist Schorsts, Clauswitz und Schlieffens spürbar kleinen, uns hier vorliegenden Leitsaden zeigend es auch heute um den Geist, in dem das deutsche Reichsheer ausgebildet wird, zum Besten steht bearbeitet Major a. D. Bodo Zimmermann „die (neue) Gruppe“, Oberleutnant Weber als neuzeitlichen Unteroffiziersunterricht eine „Leitführer-Fibel“ heraus, die die Erziehung zur Leitungsführung und den Unterricht als ein Buch vermittelt, Hauptmann von Lippels schrieb die „Kraftfahr-Fibel“. (Verlag Deutscher Worte, Berlin 1936.) Alle Schriften erfüllen in hervorragendem Maße die gestellte Aufgabe, es ist sehr erfreulich, aus den hohen Auflagen feststellen zu können, daß diese Bücher, die allen klaren und einprägsamen Zeichnungen versehen nicht nur in die Hände der rein militärischen Soldaten gehen, sondern daß der neu erwachte Wehrgeist auch in großer Zahl an die Kreise heranbringt, die erst Soldaten werden wollen oder es gewesen sind. Dafür ist ein weiterer Beweis die sehr gute „Leitgaben-Fibel“, in der der Sportlehrer Dr. Kretling 400 Aufgaben für den Geländesport zusammengearbeitet. Durch die möglichst weite Verbreitung dieser Schriftenreihe ist zu hoffen, daß jedes militärische Soldatenspielen abgelöst wird durch eine ernsthafte Beschäftigung mit dem ernsthaften Gegenstand, den unser Volk kennen sollte, die Anleitung von berufener Hand.

Amüsant —

witzig —

geistreich —



das ist der

„Querschnitt“

das literarische Magazin für den wirklich anspruchsvollen Leser.

Kaufen Sie sich das neueste Heft — es wird Ihnen viel Spaß machen.

Für 1.50 RM. überall erhältlich.

Meyers Bunte Bändchen

Sieben erschienen:

Perfer-Teppiche

Von Dr. Marie Schuette
17 Abbildungen in mehrfarbigem Offset u. 35 Seiten Text

Die deutschen Segelschiffe

Von Konrad Tegtmeyer
9 mehrfarbige, 8 einfarbige Abbildungen u. 42 Seiten Text

Von Jagd und Waidwerk

Von Dr. Ludwig Roth
8 mehrfarbige, 7 einfarbige Abbildungen u. 38 Seiten Text

Meyers Bild-Bändchen

Sieben erschienen:

Die Olympischen Spiele in Altertum und Gegenwart

Von Franz Hilker
45 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln und 40 Seiten Text

Bayreuth

Die Stadt der Wagner-Festspiele 1876-1936

Von Dr. Paul Bülow
45 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln und 40 Seiten Text

Joseph Haydn

Sein Leben in Bildern

Von Dr. Roland Tenschert
45 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln und 40 Seiten Text

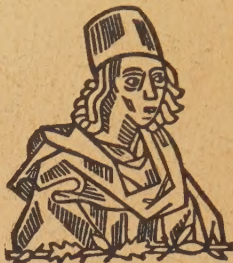
Preis je 90 Pf. geb.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Hauptgeschäftsführer: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald • Verlag und Anzeigenannahme: Bibliographisches Institut Leipzig C 1, Läubchenweg 17, Tel. 71246 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Schmiedde, Marktleiberg IV. 35: 6833 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 3 gültig • Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1 • Untertitler Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1.50 RM., Jahresabonnement RM. 15.—) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25%.

In 4., wesentlich erweiterter Auflage erscheint demnächst:



Die Deutsche Kulturgeschichte

Band I: Geschichte der Deutschen Kultur von Univ.-Prof. Dr. Georg Steinhäusen, neubearbeitet und erweitert von Dr. Eugen Diesel. Band II: Bilderatlas zur Deutschen Kulturgeschichte, bearbeitet von Dr. Friedrich Schulze, Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig, unter Mitarbeit von Dr. Werner Schulze.

2 Bände in Ganzleinen 35 RM., in Halbleder 45 RM.

Das packend und allgemeinverständlich geschriebene Werk führt von der ersten Entfaltung eines besonderen deutschen Geisteslebens bis in die jüngste Zeit. Um dieses großartige Gesamtbild bis in alle Einzelheiten der verschiedenen kulturellen Erscheinungsformen klar und lebendig vor uns erstehen zu lassen, sind in zwei getrennten Abteilungen Wort und Bild nach einem neuartigen Plane zusammengeschlossen: Während der Textband die großen Linien und Strömungen im geistigen Schaffen unseres Volkes, die Höhen und Tiefen seiner kulturellen Entwicklung in zeitlicher Folge darlegt, ist der in sich abgeschlossene Bilderband nach Sachgruppen gegliedert. Auf diese Weise werden dem Betrachter Vergleichsmöglichkeiten über die Jahrhunderte hinweg geboten, so daß die kulturellen Wandlungen auf den verschiedensten Gebieten fast wie ein Film vor unseren Augen abrollen. Da auch die Kulturleistungen der vom Mutterland abgesplitterten Volksteile in die Darstellung einbezogen sind, vermittelt dieses Werk eine Übersicht über das gesamtdeutsche Kulturleben, wie sie zum tieferen Verständnis der heute wirkenden Kräfte unerläßlich ist.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. IN LEIPZIG